Ic 163. 838

V

WIENER STADTBIBLIOTHEK

1. Ein Journalistenstück
2. Theaterskandal
3. Die Journalisten
4. Wie das Glück einzog
5. Die letzten Stunden
6. Die Feder nieder
7. Heimatkunst

~~7a Eine glückliche Frau, Eine toppte Frau~~

8. Kritische Anthologie
9. Libretti
10. Eine glückliche Frau
11. Thron und Parquet

EIN JOURNALISTENSTÜCK

November 1902

Die kritischen Besserkönner tadelten, wo nicht parteiliche Verblendung sie in Bausch und Bogen verdammen hieß, das Konventionelle der Bühnengestaltung. Der Vorwurf liegt nahe, trifft aber den Autor der »Gerechtigkeit« nicht. Wie sollte der ehrlichen Lehrhaftigkeit seiner Absicht die künstlerische Ausführung gewachsen sein? Der Konflikt, den er zu meistern sucht, der Kampf der Persönlichkeit gegen die papierne Tyrannis, ist eine Novität des Lebens, die erst neulich ~~wieder~~ mit einem tragischen Schluß gespielt wurde. Er ~~brennt~~ wohl schon da und dort in den Gemütern, ist aber noch nicht über die Schwelle des Zeitbewußtseins hinausgelangt. In die Bühnensphäre verpflanzt, kann er keinen andern als schablonhaften Ausdruck empfangen und kaum lebendiger empfunden werden als die Gestaltung eines dem Gegenwartsempfinden bereits entrückten Konfliktes. Hier gilt es, einer Tendenz die Bühne zunächst als Tribüne zu gewinnen, und nur Ungeschicklichkeit, nicht Unrealistik kann hier störend wirken. Nach fünfzig Jahren wird eine Meinung wie die des Dramas »Die Gerechtigkeit«, wenn sie nur bis dahin von den Otto Ernsts programmatisch der Menge eingebläut ist, ihre Dichter finden. Sie heute bloß auszusprechen, ist ein Verdienst, ihr die Bühne, und die erste des Reiches, zu erschließen, eine kulturelle Tat, deren aufklärende Wirkung die kunstlose Form nicht schwächen, die ~~didaktische~~ Gewandung nur fördern kann. Wahrlich, es ist der einzige Stoff, den, wenn das Zeitungswesen das letzte Mark aus den Knochen der Kunst gefressen haben wird, ein Künstler einst wird gestalten können.

Die ‚Fackel' vermag gegen die korrosivische Gewalt der Druckerschwärze nur wieder mit Hilfe der Druckerschwärze anzukämpfen, und wenn sie predigt, daß die geistige Nahrung, die dem Volk durch die moderne Presse geboten wird, Gift sei, so muß sie das Odium tragen, Bringerin eines Gegengifts zu sein. Durch den Druck zu beweisen, daß es notwendig sei, die Geister ~~von der Suggestion des Gedruckten~~ zu befreien, ist ein Beginnen, das zunächst bloß ein schmerzliches Mißverhältnis zwischen Erfolg und Eifer erzielt. Hats doch schon, wie ein alter logischer Witz zu erzählen weiß, einem Kreter nicht geholfen, zu versichern, daß alle Kreter lügen. Und mit solchem Einwand meiner Mühsal zu begegnen, ist gerade für die, die mir den Ekel vor der periodischen Literatur danken, verlockend, sobald diese oder jene Einzelheit ihren persönlichen Ärger geweckt hat. Gewiß könnte ich es als einen nicht mehr zu überbietenden Triumph meiner Absichten empfinden, ~~wenn~~ das Mißtrauen, ~~daß~~ ich gegen die Druckschwärzer gesäet, sich hier und dort gegen die ‚Fackel' selbst kehrt, ~~wenn~~ ein Leser die Frage an mich richtet, »welchem Motiv« dieser Angriff entsprungen sei, und ein anderer jene Unterlassung mißdeutet. Aber es ist dann keine kleine Arbeit, neben dem Übel auch noch das verirrte Vorurteil derer zu bekämpfen, die gegen das Übel geschützt werden sollen. So ist denn vielleicht, wo Feuer und Pestilenz das ihre tun müßten, die Feder, die Federsünden rächen will, eine untaugliche, von vornherein diskreditierte Waffe. Und was bedeutet ein Jahrgang der ‚Fackel' neben dem Versuch, im Rampenlicht eines Abends dem Volk die Verheerungen am künstlerischen und materiellen Besitzstande zu zeigen, die das Walten der Journaille verübt, in selbst oberflächlichster Karikierung die Individuen aufmarschieren zu lassen, die mit Hilfe des betörenden Wörtchens »Wir« die Geister gängeln! Darum ist das Unternehmen, zu dem sich zufällig ein schwächlicher Dramatiker und ein planloser Direktor geeinigt haben, nicht hoch genug zu preisen, trotz allen Halbheiten, die dem Werke anhaften, trotz der feigen Vorsicht, mit der es den Preßgewaltigen vor

und nach der Aufführung mundgerecht gemacht wurde.

Jedem Angriff wissen diese durch den stereotypen Einwurf, sie seien doch um Himmelswillen »gar nicht so mächtig«, beizukommen; um Hieben zu entgehen, ducken sie sich so tief wie möglich. Der Burgtheaterkritiker jener ‚Neuen Freien Presse', deren Musikverweser allen Großen das Leben zu vergällen imstande war, dieweil er jeder gefälligen Impotenz in den Ruhmessattel half, stellt sich, als wisse er von nichts, und gibt dem Helden der Ernstschen »Gerechtigkeit« die gleißnerische Tröstung, daß »die Kritik überhaupt einen Künstler weder schaffen noch vernichten kann; will ein Künstler die Kritik widerlegen, so schaffe er ein Meisterwerk«. Sie sind ja gar nicht so mächtig! Man überschätzt ihren Einfluß! Sie geben sogar zu, daß der »Ruhm der Künstler sie lang überleben wird«, und leugnen ohneweiters, daß es der Kritik möglich sei, »aus einem armseligen Zeitungsschreiber einen Dichter zu machen, man mag ihn materiell fördern, wie man will«. Aber kein Bekämpfer der Zeitungsmaffia behauptet, daß die Tagdiebe des Geistes von dem wirklichen Genie auch die Anerkennung der Nachwelt fernhalten können. Nur das Leben können sie ihm sauer machen und es schlau so einrichten, daß erst nach konstatiertem Hungertod ~~die Tage des~~ »Ruhmes« anbrechen. Und die unter ihren sorgenden Händen gedeihende Talentlosigkeit mag die materiellen Erfolge, die sie einheimsen darf, mit Recht aller Aussicht auf posthume Anerkennung vorziehen. Seht Ihr sie nicht die Könner entmutigen und die schwellenden Saaten des Kunstackers zerstampfen, auf daß nie wieder ein Halmchen sich hervorwage? Herr Otto Ernst hat freilich das Seinige dazu getan, daß die Gefahren der Presse auf die Bereitung eines flüchtigen Ärgernisses reduziert erscheinen, über das die Anerkennung des Publikums rechtzeitig hinüberhilft. Die Helden der Journalistenstücke — dieses und eines anderen, ungeschickteren, das wir kürzlich sahen — haben sich mit einem banalen »per aspera ad astra« unbesieglich gewappnet, und dem einen steht das Heil königlicher Gnade mit Lorbeerkranz und Audienzbefehl in den Sternen geschrieben, dem andern der stürmische Beifall des Publikums, den er schon nach kurzen Preßfahrlichkeiten einheimst. Es braucht ihnen nicht einmal die mit dem Hungertuch verhängte Perspektive der »Nachwelt« eröffnet zu werden, sie ringen schon bei Lebzeiten ihre journalistischen Widersacher nieder und lassen sich zu einem versöhnlichen Aktschluß herbei, mit Heirat und Theatererfolg, mit der Aussicht auf Tantièmen- und Kindersegen. So freilich pflegen, wenn der gegen eine Welt voll Tücke verteidigte Idealist nicht zufällig Major Lauff heißt, diese Dramen im Leben nicht zu enden. Der Konflikt zwischen der freigebornen künstlerischen Persönlichkeit und der kleinlichen Niedertracht unsichtbarer Zwingherren, die dem Unbotmäßigen den Brotkorb höher hängen, ist ein tragischer. Seine Fruchtbarkeit hat Herr Otto Ernst — das sei ihm gedankt — in Chargen, Wendungen und Milieuzeichnung ahnen lassen. Aber das moderne Journalistendrama endet letal. Der verschüchterten Lebensführung eines Anton Bruckner und der üppigen Berühmtheit eines Herrn Ziehrer gegenüber ist es einfach der heuchlerischeste Hohn, von Überschätzung des Einflusses der Tagespresse zu sprechen. Ja, soll dieser auch noch die Genugtuungen, die irdischem Darben posthume Ehrfurcht bereitet, vernichten können? Soll er die Popularität von Schwindelgrößen auch den Spätergebornen zu suggerieren imstande sein? Herr Otto Ernst überschätzt die Preßmacht sicherlich nicht, da er die von ihr bewirkten Schäden so flink reparieren läßt. Aber überschätzte sie Richard Wagner, da er in seinem Aufsatz »Wollen wir hoffen?« mit dem Pathos des Sehers auf die Stelle wies, wo einst am sozialen Körper eine brennende Zeitwunde aufbrechen werde?

»Die Natur will, sieht aber nicht. Hätte sie voraussehen können (wie dies Schopenhauer so anschaulich als Beispiel vorführt), daß der Mensch einmal künstlich Feuer und Licht hervorbringen würde, so hätte sie den armen Insekten und sonstigen Animalien, welche in unser Licht sich stürzen und verbrennen, einen sichern Instinkt gegen diese Gefahr verliehen. Als sie dem Deutschen seine besonderen Anlagen, und hierdurch seine Bestimmung, einbildete, konnte sie nicht voraussehen, daß einmal das Zeitungslesen erfunden würde. Im Übermaß ihrer Zuneigung gab sie ihm aber soviel Erfindungssinn, daß er selbst sein Unglück sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bereitete. Künstliches Feuer, wie künstlicher Buchdruck sind an und für sich nicht unwohltätig; nur den Deutschen sollte wenigstens der letztere in zunehmende Verwirrung bringen. — — Welcher unserer großen Dichter und Weisen hat nicht mit zunehmender Beängstigung die durch das Zeitungslesen stets abnehmende Urteilsfähigkeit des deutschen Publikums empfunden und beklagt? Heutzutage ist es nun aber bereits so weit gediehen, daß unsere Staatenlenker weniger die Meinungen der durch allgemeines Stimmrecht gewählten Volksvertreter, als vielmehr die Auslassungen der Zeitungsschreiber beachten und fürchten. — — In einem gewissen Sinne könnte man sagen, die Nation lebt von dem, was die Presse ihr zukommen läßt. Daß sie geistig von der Presse lebt, muß für unleugbar gelten: welches dieses geistige Leben ist, ersehen wir aber auch, namentlich an dem ‚erweiterten Gesichtskreise', der in der armseligen Bierstube, wenn die Tische nur tüchtig mit Zeitungen belegt sind, sofort jedem von Tabak verqualmten Auge sich öffnet! — — Alles, was er (der Deutsche) nicht kennt, traut er dem Zeitungschreiber zu wissen zu: dieser belügt ihn täglich, weil er nur will, nicht aber weiß! — — Ich glaube hier das ärgste Gift für unsere geistigen sozialen Zustände erkennen zu müssen! — — Noch ist fast ein jeder der Meinung, ohne die Presse sei nichts zu tun, somit auch nichts gegen die Presse. Es scheint einzig nur mir bisher noch beigekommen zu sein, daß die Presse nicht zu beachten sei, wobei mich das Gefühl davon leitete, welche Genugtuung mir wohl derjenige Erfolg geben würde, den ich durch die Presse gewinnen dürfte. — — Diese Herren Zeitungsschreiber — die Einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unserer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist dagegen ihnen sehr widerwärtig. Vor einigen Jahren hatte ich in Wien einmal dem Sängerpersonale meiner Opern zu sagen, daß ich eine sie betreffende Erklärung ihnen mündlich kund gäbe, nicht aber gedruckt und öffentlich, weil ich die Presse verachte. In den Zeitungen wurde alles wortgetreu referiert, nur statt: ‚ich verachte die Presse' war zu lesen: ‚ich hasse die Presse'.*) So etwas wie Haß vertragen sie sehr gern, denn ‚natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!' — Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Haß bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich«.

*) Wagner hatte nach einer Aufführung des »Tannhäuser« in der Wiener Hofoper dem Publikum für dessen stürmische Anerkennung gedankt und hiebei mit Beziehung auf die Mitwirkenden das berühmte Wort »Soweit die vorhandenen Kräfte reichen« ausgesprochen. Die Verstimmung, die sich infolgedessen des Personals bemächtigte, suchte Wagner am Vormittag des nächsten Tages durch eine Ansprache an die Künstler beizulegen. Bei dieser Gelegenheit fiel jene Bemerkung über die Presse. Der Operndirektor Jauner, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat, stellte sich an die Tür des Regiezimmers und nahm jedem der abgehenden Künstler das Wort ab, daß er über die Äußerung Wagners unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werde. Die Folge davon war, daß Wagners Rede ziemlich wortgetreu in sämtlichen Abendblättern zu lesen war. Nur ein Wörtchen war, wie auf ein gegebenes Notsignal, verändert worden.

Herr Max Kalbeck, der aus der soundsovielten schlesischen Dichterschule in den Wiener Rezensentenpfuhl verschlagene Idealist, ist anderer Meinung. Wie einem Verirrten redet er Herrn Otto Ernst zu und kann es nicht fassen, daß »er, der Freund des Fortschritts, der Kämpfer für geistige Freiheit«, nicht auch »ein Verfechter jener Institution ist, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Kultur zu verdanken haben«. Solches schrieb Herr Max Kalbeck im ‚Neuen Wiener Tagblatt', und ahnte nicht, daß er Ernsts Typen in handgreiflicher Nähe hätte, wenn er nur einmal auf einen längeren gemütlichen Plausch in seine Redaktion käme. Ich habe neulich an einer Reihe von Auszügen*), die ich für sich selbst sprechen ließ,

*) Siehe S. =.

die skurrile Weltfremdheit dieser ~~Wiener~~ Feuilleton~~sten~~ geschildert, die in ihren Kritiken der »Gerechtigkeit« ahnungslos die blutigste Verhöhnung ihrer eigenen Blätter verübten: jeden ließ ein teuflischer Zufall just jene Schilderungen und Wendungen des Stücks zitieren, die auf seine engere Kollegenschaft am besten paßten. Der Feuilletonist des ‚Neuen Wiener Tagblatts' mußte fatalerweise auf den Verleger hinweisen, der um des Geschäftes willen jede Parteifarbe verpönt, jedes Inserat aufnimmt und nur mit dem Ausland polemisiert. Und: »da haben wir«, ruft Herr Kalbeck, »Heinz Schlenkner, den unverfrorenen, zudringlichen Jüngling, der Theaterkritiken aus Dramaturgien zurechtschneidert, überall dabei ist, wo es was zu erschnappen gibt, Unglücksfälle pikant schildert, feile Tänzerinnen, eitle Mimen und reklamebedürftige Sommitäten interviewt und das Blaue vom Himmel herunterlügt, die Zeile für fünf Pfennige«. Da haben wir ihn. Aber ~~woher kennt ihn der Referent?~~ Sollte es ihn in Wiener Redaktionen nicht geben oder etwa die Umrechnung der Pfennige in Kronenwährung die Agnoszierung erschweren? Und ist Heinz Schlenkner nicht ein wichtiges Glied jener Institution, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Kultur zu verdanken haben? Solche Journalisten gibts ja gar nicht! rufen die Herren Kalbeck, Wittmann und Hevesi, die erst ~~von ihrer~~ Redaktion~~en~~ ins Burgtheater gehen mußten, um sie kennen zu lernen. Da ist der Reichsdeutsche Franz Servaes, Kunstrichter der ‚Neuen Freien Presse', ein besserer und auch ein indiskreterer Kenner. Wenigstens in seinen Korrespondenzen für ein Berliner Blatt. Ihm bleiben Otto Ernsts Gestalten weit hinter der Wirklichkeit zurück. Er ist enttäuscht; denn er hatte erwartet, der Autor der »Gerechtigkeit« werde »es ihnen ordentlich geben«. »Ja, hätte er es nur getan!« ruft Herr Servaes, »wir vom Bau hätten es ihm recht gern mit Dank und Sympathie quittiert. Denn wir wissen sehr wohl, daß auch in der besten Presse immer noch manches faul und unzulänglich geblieben ist, daß vieles, vieles anders werden muß und daß an den gegenwärtigen Zuständen, wo man sie fest ins Auge faßt, sowohl der Satiriker sein Mütchen kühlen wie auch der Tragiker seine Erschütterung finden kann. Ich verzichte darauf, eine humoristisch gefärbte Musterkarte engerer und weiterer Kollegen hier aufzutischen .... Es gibt solche Bande — wir wissen es —, wenn sie auch nicht mit solch naivem Zynismus sich zu ihrem Berufe bekennt, wie Otto Ernst aus theaterpraktischen Gründen es uns vormachen will«. Im ‚Neuen Wiener Journal', dessen Geschäftsprinzipien wohl die meiste Ähnlichkeit mit denen des Verlegers und Scherenmannes Löhmann aufweisen, wurde ein Herr losgelassen, der unter der Chiffre S. S. »Erinnerungen eines alten Wieners« auftischen und beweisen sollte, daß die Tendenz der »Gerechtigkeit« auch für Wien zuträfe — »wenn ihre Handlung um einige Jahrzehnte zurückverlegt und wenn sie in der Kleidertracht der Vierziger- und Fünfzigerjahre gespielt würde; denn

ja, damals hatte Wien seine ‚Unverantwortlichen, der Zeitungskritik, seine journalistischen Theaterpaschas, von deren geradezu despotischer Willkür die Geschicke der Künstler und Theaterdirektoren abhängen mochten«. Herr Siegmund Schlesinger, Bruder des Maxl, versteht die Welt nicht mehr! Und S. S., der alte Journalist, dessen Name schon durch seine Anfangsbuchstaben an Verabreichung von Schweiggeld, an Vertuschung von Korruption und an das Zischeln von Privatlebensaffären erinnert, ist ein Kenner. Er läßt uns von der Allmacht vormärzlicher Zeitungsstrolche träumen, und wenn wir den Artikel zu Ende gelesen haben, sollen wir erwachend staunen, wie arm wir geworden sind. Nun ja, gewiß sind die Saphir und Bäuerle ~~unerreichte Vorbilder geblieben~~ und das Erbe ihrer ~~Ruchlosigkeit~~ ward ~~an~~ ein Geschlecht von Dutzenderpressern zersplittert, die in freier Entwicklung des Zeitungswesens wie die Pilze aus dem Boden wuchsen. ~~Aber~~ es wäre einfältig, zu glauben, daß ein Arsenal von modernsten Revolvern nicht mehr Respekt einflößen sollte als ~~zwei~~ alte ~~Kanonen~~/ ~~Gewiß, die ganze Zeit~~, von der Herr Siegmund Schlesinger spricht, war harmlos; es war die gute alte Zeit, in der der Großvater die Großmutter und der ~~Max Schlesinger~~ fünf Gulden nahm. ~~Aber~~ die despotische Willkür der Theaterpaschas? Nun, in diesem Punkt war Saphir ein Bäuerle gegen den Bauer. S. S. erzählt, ein Schmierer habe einmal »die Hofschauspielerin Zerline Würzburg in ihrer persönlichen Ehre angetastet«, und deren Bräutigam Louis Gabillon sei dem Kerl auf die Bude gerückt. Dergleichen kommt jetzt nicht mehr vor, und wenn auch im ‚Neuen Wiener Journal' hin und wieder noch Schauspielerinnen in ihrer persönlichen Ehre angetastet werden, so lähmt doch die Furcht der Theaterleute vor den Kulissenplauderern den Willen zur persönlichen Abwehr. »In dem altberühmten Vergnügungsetablissement beim Dommayer und Zögernitz setzte es immer einen gelinden Schreck, wenn die Meldung geschah, der ‚Herr von Bäuerle' werde hinauskommen. Denn da galt es obligat für den Wirt, daß zur Würdigung dieser außerordentlichen Ehre ein ganzer Tisch für den ‚Herrn von Bäuerle' und seine Gesellschaft gerüstet sein mußte. Natürlich nicht ohne die entsprechende Flaschenbatterie — aber natürlich ohne die entsprechende Rechnung.« Auch das gibts jetzt selbstverständlich nicht mehr. Maxls Bruder muß es wissen. Es gibt zwar noch gemütliche Wiener Redakteure, aber die ziehen das Freiquartier im Kahlenberghotel, das Gratisbeziehen von Rothbergerschen Kleidern für sich und die Ihren jedem andern Vergnügen vor, und statt daß sie zu Dommayer und Zögernitz »hinauskommen«, lassen sie sich von sämtlichen Gastwirten ~~des neunten~~/ Bezirkes ins Haus liefern.

Mit einem Wort: Zustände, wie sie Herr Otto Ernst schildert, gibts nicht mehr. Und wars nicht drollig zu beobachten, wie nach der Première der »Gerechtigkeit« die größeren Erpresser versicherten, die Tendenz des Stückes sei bloß gegen die kleinen gerichtet? Es sei ja ausdrücklich im Personenverzeichnisse von der »Redaktion des Revolverblattes ‚Gerechtigkeit'« die Rede. Und da Revolverblatt bekanntlich eine offizielle Bezeichnung ist, die eine Meinungsbutike in ihrer Firma führt, so konnten »nur die kleinen« gemeint sein. Zwar erreichen bei uns auch die größten nicht durchwegs eine Auflage von 15.000, zwar decken sich die in der Komödie geschilderten Manöver von stückeschreibenden Rezensenten mit den Usancen des führenden Wiener Schrifttums, zwar sind unsere armseligen Theaterblättchen, bei denen in der Regel Ein Mann der schreibende, erpressende und expedierende Faktor ist, von den luxuriösen Verhältnissen der ‚Gerechtigkeit' himmelweit entfernt, — nützt nichts: Herr Otto Ernst hat »uns« nicht gemeint. Aber uns natürlich auch nicht!

rufen die Kleinen. Und da wars denn noch drolliger zu beobachten, wie pathetisch selbst diese jeden Verdacht von sich abzulenken suchten. Aus einer der anrüchigsten Montagsjauchen stieg ob der Tendenz der »Gerechtigkeit« eitel Lob und Dank zum Himmel. Kurz vorher war ihr Eigentümer bei dem Chef einer großen Wiener Kaffeefirma viermal erschienen und hatte diesem seinen Herzenswunsch nach einem Inserat unterbreitet. Die Bitte ward abgeschlagen, die »Gerechtigkeit« aufgeführt, und so lasen wir denn in einer und derselben Nummer nebeneinander die folgenden ~~Notizen!~~

(Vom Kaffee.) Seit geraumer Zeit wird in Wien lebhafte Klage darüber geführt, daß die Qualität des in Wien im Handel befindlichen Kaffees sich fortwährend verschlechtert, und namentlich die Hausfrauen lamentieren, daß sie nirgends mehr fast eine genießbare Qualität zu finden vermögen. Es wäre interessant, zu erforschen, auf welchen Ursachen diese allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert. Man hat nichts von Mißernten gehört, und trotzdem die Verschlechterung. Es scheint, daß sich in Wien ein Kaffee-Trust stillschweigend gebildet hat, der die minderen und schlechten Sorten den Wienern aufzwingen will.

Es war eine gute Idee, ein Stück zu schreiben von den Journalisten, wie sie nicht sein sollen. Mehr als irgend ein anderer Beruf, steht der des Journalisten nicht nur in der Öffentlichkeit, er beeinflußt die Öffentlichkeit, er vermag sie zu regieren, sogar zu dirigieren. Daß von dieser Macht der Presse auch vielfach utilitarischer und schlechter Gebrauch gemacht wird, ist ebenso richtig als es auch fast natürlich ist. Nichts liegt näher als Mißbrauch der Macht, und desto empfindlicher wird dieser Mißbrauch, je mehr sich der Beruf den Interessen der Allgemeinheit nähert ... Es war also eine gute Idee, die Schädlinge dieses Metiers theatralisch geißeln zu wollen.

»Auf welchen Ursachen die allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert«, daß der Kaffee jetzt in Wien sich fortwährend verschlechtert, habe ich klargelegt. Man hat nichts von Mißernten gehört. Und nicht einmal etwas von einer Strafanzeige gegen einen Erpresser ...

Nein, er hat uns allesamt nicht gemeint. Und er hat sich auch vor einem Interviewer des ‚Fremdenblatts' redlich für seine Verirrung entschuldigt. »Ich schätze und verehre die anständige Presse«, »Ich verkenne nicht die ungeheuere Bedeutung der Presse«, »Ich würdige vollkommen die furchtbare Schwere dieses Berufes«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die Vormittag für Vormittag, Abend für Abend in die Redaktion gehen«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die freudig und stolz dem Tage dienen«, »Ich weiß, was es heißt, wenn man in später Nachtstunde einen Leitartikel beginnen muß«, »Die Mitternacht zieht näher schon, und der Metteur reißt dem Redakteur Blatt für Blatt aus der Hand«, »Die gute Presse liebe und schätze ich« ... Man hatte den Eindruck, daß Herr Otto Ernst gezwungen war, hundertmal strafweise einen Satz, für den er noch dazu immer neue Variationen finden mußte, abzuschreiben. »Und es ist gar nicht ausgeschlossen«, rief er zum Schluß, »daß ich in kurzer Zeit in einem neuen Stück oder Roman die Journalistik in ihrem positiven Wirken, die Journalistik als Kulturfaktor vorführen werde« ... Wenn Herr Otto Ernst sein Interview durchliest, wird er sich mit Unrecht schämen. Es steht durchaus nicht im Widerspruch zu den Anschauungen seines Dramas; es ist vielmehr die verblüffendste Bestätigung seiner Ansicht von der Macht der Tagespresse.

EIN JOURNALISTENSTÜCK

November 1902

Die kritischen Besserkönner tadeln, wo nicht parteiliche Verblendung sie in Bausch und Bogen verdammen heißt, das Konventionelle der Bühnengestaltung. Der Vorwurf liegt nahe, trifft aber den Autor der »Gerechtigkeit« nicht. Wie sollte der ehrlichen Lehrhaftigkeit seiner Absicht die künstlerische Ausführung gewachsen sein? Der Konflikt, den er zu meistern sucht, der Kampf der Persönlichkeit gegen die papierne Tyrannis, ist eine Novität des Lebens, die erst neulich mit einem tragischen Schluß gegeben wurde. Er wirkt wohl schon da und dort in den Gemütern, ist aber noch nicht über die Schwelle des Zeitbewußtseins hinausgelangt. In die Bühnensphäre verpflanzt, kann er keinen andern als einen schablonenhaften Ausdruck empfangen und kaum lebendiger empfunden werden als die Gestaltung eines dem Gegenwartsempfinden bereits entrückten Konfliktes. Hier gilt es, einer Tendenz die Bühne zunächst als Tribüne zu gewinnen, und nur Ungeschicklichkeit, nicht Unrealistik kann hier störend wirken. Nach fünfzig Jahren wird eine Meinung wie die des Dramas »Die Gerechtigkeit«, wenn sie nur bis dahin von den Otto Ernsts programmatisch der Menge eingebläut ist, schon ihre Dichter finden. Sie heute bloß auszusprechen, ist ein Verdienst, ihr die Bühne, und die erste des Reiches, zu erschließen, eine kulturelle Tat, deren aufklärende Wirkung die kunstlose Form nicht schwächen, die populäre Gewandung nur

fördern kann. Wahrlich, es ist der einzige Stoff, den, wenn das Zeitungswesen das letzte Mark aus den Knochen der Kunst gefressen haben wird, ein Künstler einst wird gestalten können!

Die ‚Fackel' vermag gegen die korrosivische Gewalt der Druckerschwärze nur wieder mit Hilfe der Druckerschwärze anzukämpfen, und wenn sie predigt, daß die geistige Nahrung, die dem Volk durch die moderne Presse geboten wird, Gift sei, so muß sie das Odium tragen, Bringerin eines Gegengifts zu sein. Durch den Druck zu beweisen, daß es notwendig sei, die Geister vom Druckzu befreien, durch Lettern die Suggestion der Lettern wegzusuggerieren, ist ein Beginnen, das zunächst bloß ein schmerzliches Mißverhältnis zwischen Erfolg und Eifer erzielt. Hats doch schon, wie ein alter logischer Witz zu erzählen weiß, einem Kreter nicht geholfen, zu versichern, daß alle Kreter lügen. Und mit solchen Einwand meiner Mühsal zu begegnen, ist gerade für die, die mir den Ekel vor der periodischen Literatur danken, verlockend, sobald diese oder jene Einzelheit ihren persönlichen Ärger geweckt hat. Gewiß könnte ich es als einen nicht mehr zu überbietenden Triumph meiner Absichten empfinden, daß das Mißtrauen, welches ich gegen die Druckschwärzer gesäet, sich hier und dort gegen die ‚Fackel' selbst kehrt, daß ein Leser die Frage an mich richtet, »welchem Motiv« dieser Angriff entsprungen sei, und ein anderer jene Unterlassung mißdeutet. Aber es ist dann keine kleine Arbeit, neben dem Übel auch noch das verirrte Vorurteil derer zu bekämpfen, die gegen das Übel geschützt werden sollen. So ist denn vielleicht, wo Feuer und Pestilenz das ihre tun müßten, die Feder, die Federsünden rächen will, eine untaugliche, von vornherein diskreditierte Waffe. Und was bedeutet ein Jahrgang der ‚Fackel' neben dem Versuch, im Rampenlicht eines Abends dem Volk die Verheerungen am künstlerischen und materiellen

Besitzstande zu zeigen, die das Walten der Journaille verübt, in selbst oberflächlichster Karikierung die Individuen aufmarschieren zu lassen, die mit Hilfe des betörenden Wörtchens »Wir« die Geister gängeln! Darum ist das Unternehmen, zu dem sich zufällig ein schwächlicher Dramatiker und ein planloser Direktor geeinigt haben, nicht hoch genug zu preisen, trotz allen Halbheiten sogar, die dem Werk in der Gesinnung anhaften, trotz der feigen Vorsicht, mit der es den Preßgewaltigen vor und nach der Aufführung mundgerecht gemacht wurde.

Jedem Angriff wissen diese durch den stereotypen Einwurf, sie seien doch um Himmelswillen »gar nicht so mächtig«, beizukommen; um Hieben zu entgehen, ducken sie sich so tief wie nur möglich. Der Burgtheaterkritiker jener ‚Neuen Freien Presse', deren Musikverweser allen Großen das Leben zu vergällen imstande war, dieweil er jeder gefälligen Impotenz in den Ruhmessattel half, stellt sich, als wisse er von nichts, und gibt dem Helden der Ernstschen »Gerechtigkeit« die gleißnerische Tröstung, daß »die Kritik überhaupt einen Künstler weder schaffen noch vernichten kann; will ein Künstler die Kritik widerlegen, so schaffe er ein Meisterwerk«. Sie sind ja gar nicht so mächtig! Man überschätzt ihren Einfluß! Sie geben sogar zu, daß der »Ruhm der Künstler sie lang überleben wird«, und leugnen ohneweiters, daß es der Kritik möglich sei, »aus einem armseligen Zeitungsschreiber einen Dichter zu machen, man mag ihn materiell fördern, wie man will«. Aber kein Bekämpfer der Zeitungsmaffia hat ja behauptet, daß die Tagdiebe des Geistes von den wirklichen Genie auch die Anerkennung der Nachwelt fernhalten können. Nur das Leben können sie ihm sauer machen und es schlau so einrichten, daß erst nach konstatiertem Hungertod der »Ruhm« anbricht. Und die unter ihren sorgenden Händen gedeihende Talentlosigkeit mag die materiellen Erfolge, die sie einheimsen darf, mit Recht aller Aussicht auf

posthume Anerkennung vorziehen. Seht Ihr sie nicht die Könner entmutigen und die schwellenden Saaten des Kunstackers zerstampfen, auf daß nie wieder ein Halmchen sich hervorwage? Herr Otto Ernst hat freilich das Seinige dazu getan, daß die Gefahren der Presse auf die Bereitung eines flüchtigen Ärgernisses reduziert erscheinen, über das die Anerkennung des Publikums rechtzeitig genug hinüberhilft. Die Helden der Journalistenstücke — dieses und eines anderen, ungeschickteren, das wir kürzlich sahen — haben sich mit einem banalen »per aspera ad astra« unbesieglich gewappnet, und dem einen steht das Heil königlicher Gnade mit Lorbeerkranz und Audienzbefehl in den Sternen geschrieben, dem andern der stürmische Beifall des Publikums, den er schon nach kurzen Preßfährlichkeiten einheimst. Es braucht ihnen nicht einmal die mit dem Hungertuch verhängte Perspektive der »Nachwelt« eröffnet zu werden, sie ringen schon bei Lebzeiten ihre journalistischen Widersacher nieder und lassen sich zu einem versöhnlichen Aktschluß herbei, mit Heirat und Theatererfolg, mit der Aussicht auf Tantièmen- und Kindersegen. So freilich pflegen, wenn der gegen eine Welt voll Tücke verteidigte Idealist nicht zufällig Major Lauff heißt, diese Dramen im Leben nicht zu enden. Der Konflikt zwischen der freigebornen künstlerischen Persönlichkeit und der kleinlichen Niedertracht unsichtbarer Zwingherren, die dem Unbotmäßigen den Brotkorb höher hängen, ist ein tragischer. Seine Furchtbarkeit hat Herr Otto Ernst — das sei ihm gedankt — in Chargen, Wendungen und Milieuzeichnung ahnen lassen. Aber das moderne Journalistendrama endet letal. Der verscheuchterten Lebensführung eines Anton Bruckner und der üppigen Berühmtheit eines Herrn Ziehrer gegenüber ist es einfach der heuchlerischeste Hohn, von Überschätzung des Einflusses der Tagespresse zu sprechen. Ja, soll dieser auch noch die Genugtuungen, die irdischem Darben eine posthume Ehrfurcht

bereitet, vernichten können? Soll er die Popularität von Schwindelgrößen auch den Spätergebornen zu suggerieren imstande sein? Herr Otto Ernst überschätzt die Preßmacht sicherlich nicht, da er die von ihr bewirkten Schäden so flink reparieren läßt. Aber überschätzte sie Richard Wagner, da er in seinem Aufsatz »Wollen wir hoffen?« mit dem Pathos des Sehers auf die Stelle wies, wo einst am sozialen Körper eine brennende Zeitwunde aufbrechen werde?

»Die Natur will, sieht aber nicht. Hätte sie voraussehen können (wie dies Schopenhauer so anschaulich als Beispiel vorführt), daß der Mensch einmal künstlich Feuer und Licht hervorbringen würde, so hätte sie den armen Insekten und sonstigen Animalien, welche in unser Licht sich stürzen und verbrennen, einen sichern Instinkt gegen diese Gefahr verliehen. Als sie dem Deutschen seine besonderen Anlagen, und hiedurch seine Bestimmung, einbildete, konnte sie nicht voraussehen, daß einmal das Zeitungslesen erfunden würde. Im Übermaß ihrer Zuneigung gab sie ihm aber so viel Erfindungssinn, daß er selbst sein Unglück sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bereitete. Künstliches Feuer, wie künstlicher Buchdruck, sind an und für sich nicht unwohltätig; nur den Deutschen sollte wenigstens der letztere in zunehmende Verwirrung bringen. ——— Welcher unserer großen Dichter und Weisen hat nicht mit zunehmender Beängstigung die durch das Zeitungslesen stets abnehmende Urteilsfähigkeit des deutschen Publikums empfunden und beklagt? Heutzutage ist es nun aber bereits so weit gediehen, daß unsere Staatslenker weniger die Meinungen der durch allgemeines Stimmrecht gewählten Volksvertreter, als vielmehr die Auslassungen der Zeitungsschreiber beachten und fürchten. Man muß dies endlich begreifen; so verwunderlich es auch ist, daß gerade für den Aufkauf der Presse, wenn sie denn einmal so furchtbar ist, die Regierungen nicht das nötige Geld auftreiben können; denn zu kaufen ist doch endlich alles. Nur scheint allerdings unsere heutige Presse auf allem Gelde der Nation selbst zu sitzen: in einem gewissen Sinne könnte man sagen, die Nation lebt von dem, was die Presse ihr zukommen läßt. Daß sie geistig von der Presse lebt, muß für unleugbar gelten: welches dieses geistige Leben ist, erschen wir aber auch, namentlich an dem ‚erweiterten Gesichtskreise', der in der armseligen Bierstube, wenn die Tische nur tüchtig mit Zeitungen belegt sind, sofort jedem von Tabak verqualmten Auge sich öffnet! — Welche sonderbare träumerische Trägheit mag es doch sein, welche den Deutschen

unfähig macht, selbst zu erkennen, und ihm dagegen die leidenschaftliche Gewohnheit pflegt, sich um Dinge zu kümmern, die er nicht versteht, eben weil sie ihm fremd liegen? Alles, was er nicht kennt, traut er dem Zeitungsschreiber zu wissen zu: dieser belügt ihn täglich, weil er nur will, nicht aber weiß; das ergötzt nun aber den Zeitungsleser wieder; denn auch er nimmt es endlich nicht mehr genau, wenn er nur — Zeitungen lesen kann. — Ich glaube hier das ärgste Gift für unsere geistigen sozialen Zustände erkennen zu müssen; auch nehme ich an, daß ein großer Teil meiner Freunde die gleiche Einsicht gewonnen hat. Nur bin ich noch selten, oder fast nie, selbst bei meinen Freunden, auf eine bestimmte Ansicht darüber gestoßen, wie diesem Gifte seine schädliche Kraft zu entziehen sei. Noch ist fast ein jeder der Meinung, ohne die Presse sei nichts zu tun, somit — auch nichts gegen die Presse. Es scheint einzig nur mir bisher noch beigekommen zu sein, daß die Presse nicht zu beachten sei, wobei mich das Gefühl davon leitete, welche Genugtuung mir wohl derjenige Erfolg geben würde, den ich durch die Presse gewinnen dürfte. Mein Nichterfolg in Paris tat mir wohl: hätte ein Erfolg mich erfreuen können, wenn ich ihn durch die gleichen Mittel meines durch mich beängstigten, verborgen bleibenden Antagonisten erkauft haben würde? Diese Herren Zeitungsschreiber — die Einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unserer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist dagegen ihnen sehr widerwärtig. Vor einigen Jahren hatte ich in Wien einmal dem Sängerpersonale meiner Opern zu sagen, daß ich eine sie betreffende Erklärung ihnen kund gäbe, nicht aber gedruckt und öffentlich, weil ich die Presse verachte. In den Zeitungen wurde alles wortgetreu referiert, nur statt: ‚ich verachte die Presse' war zu lesen: ‚ich hasse die Presse'.*)

*) Wagner hatte nach einer Aufführung des »Tannhäuser« in der Wiener Hofoper dem Publikum für dessen stürmische Anerkennung gedankt und hiebei mit Beziehung auf die Mitwirkenden das berühmte Wort »Soweit die vorhandenen Kräfte reichen« ausgesprochen. Die Verstimmung, die sich infolgedessen des Personals bemächtigte, suchte Wagner am Vormittag des nächsten Tages durch eine Ansprache an die Künstler beizulegen. Bei dieser Gelegenheit fiel jene Bemerkung über die Presse. Der Operndirektor Jauner, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat, stellte sich an die Tür des Regiezimmers und nahm jedem der abgehenden Künstler das Wort ab, daß er über die Äußerung Wagners unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werde. Die Folge davon war, daß Wagners Rede ziemlich wortgetreu in sämtlichen Abendblättern zu lesen war. Nur ein Wörtchen war, wie auf ein gegebenes Notsignal, verändert worden.

So etwas wie Haß vertragen sie sehr gern, denn ‚natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!' Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Haß bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich.‹

Herr Max Kalbeck, der aus der soundsovielten schlesischen Dichterschule in den Wiener Rezensentenpfuhl verschlagene Idealist, ist anderer Meinung. Wie einem Verirrten redet er Herrn Otto Ernst zu und kann es nicht fassen, daß »er, der Freund des Fortschritts, der Kämpfer für geistige Freiheit«, nicht auch »ein Verfechter jener Institution ist, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Kultur zu verdanken haben«. Solches schrieb Herr Max Kalbeck im ‚Neuen Wiener Tagblatt', und ahnte nicht, daß er Ernsts Typen in handgreiflicher Nähe hätte, wenn er nur einmal auf einen längeren gemütlichen Plausch in seine Redaktion käme. Ich habe neulich an einer Reihe von Auszügen*), die ich für sich selbst sprechen ließ, die skurrile Weltfremdheit dieser Feuilletongröße geschildert, die in ihren Kritiken der »Gerechtigkeit« ahnungslos die blutigste Verhöhnung ihrer eigenen Blätter verübten: jeden ließ ein teuflischer Zufall just jene Schilderungen und Wendungen des Stücks zitieren, die auf seine engere Kollegenschaft am besten paßten. Der Feuilletonist des ‚Neuen Wiener Tagblatts' mußte fatalerweise auf den Verleger hinweisen, der um des Geschäftes willen jede Parteifarbe verpönt, jedes Inserat aufnimmt und nur mit dem Ausland polemisiert. Und: »da haben wir«, ruft Herr Kalbeck, »Heinz Schlenkner, den unverfrorenen, zudringlichen Jüngling, der Theaterkritiken aus Dramaturgien zurechtschneidert, überall dabei ist, wo es was zu erschnappen gibt, Unglücksfälle pikant schildert, feile Tänzerinnen, eitle Mimen und reklamebedürftige Sommitäten interviewt und das

*) Siehe S. ==.

Blaue vom Himmel herunterlügt, die Zeile für fünf Pfennige«. Da haben wir ihn. Aber wo noch? Sollte es ihn in Wiener Redaktionen nicht geben oder etwa die Umrechnung der Pfennige in Kronenwährung die Agnoszierung erschweren? Und ist Heinz Schlenkner nicht ein wichtiges Glied jener Institution, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Kultur zu verdanken haben? Solche Journalisten gibts ja gar nicht! rufen die Herren Kalbeck, Wittmann und Hevesi, die erst aus der Redaktionen ins Burgtheater gehen mußten, um sie kennen zu lernen. Da ist der Reichsdeutsche Franz Servaes, Kunstrichter der ‚Neuen Freien Presse', ein besserer und auch ein indiskreterer Kenner. Wenigstens in seinen Korrespondenzen für ein Berliner Blatt. Ihm bleiben Otto Ernsts Gestalten weit hinter der Wirklichkeit zurück. Er ist enttäuscht; denn er hatte erwartet, der Autor der »Gerechtigkeit« werde »es ihnen ordentlich geben«. »Ja, hätte er es nur getan!« ruft Herr Servaes, »wir vom Bau hätten es ihm recht gern mit Dank und Sympathie quittiert. Denn wir wissen sehr wohl, daß auch in der besten Presse immer noch manches faul und unzulänglich geblieben ist, daß vieles, vieles anders werden muß und daß an den gegenwärtigen Zuständen, wo man sie fest ins Auge faßt, sowohl der Satiriker sein Mütchen kühlen wie auch der Tragiker seine Erschütterung finden kann. Ich verzichte darauf, eine humoristisch gefärbte Musterkarte engerer und weiterer Kollegen hier aufzutischen .... Es gibt solche Bande — wir wissen es —, wenn sie auch nicht mit solch naivem Zynismus sich zu ihrem Berufe bekennt, wie Otto Ernst aus theaterpraktischen Gründen es uns vormachen will«. Im ‚Neuen Wiener Journal', dessen Geschäftsprinzipien wohl die meiste Ähnlichkeit mit denen des Verlegers und Scherenmannes Löhmann aufweisen, wurde ein Herr losgelassen, der unter der Chiffre S. S. »Erinnerungen

eines alten Wieners« auftischen und beweisen sollte, daß die Tendenz der »Gerechtigkeit« auch für Wien zuträfe — »wenn ihre Handlung um einige Jahrzehnte zurückverlegt und wenn sie in der Kleidertracht der Vierziger- und Fünfzigerjahre gespielt würde; denn ja, damals hatte Wien seine ‚Unverantwortlichen, der Zeitungskritik, seine journalistischen Theaterpaschas, von deren geradezu despotischer Willkür die Geschicke der Künstler und Theaterdirektoren abhängen mochten«. Herr Siegmund Schlesinger, Bruder des Maxl, versteht die Welt nicht mehr! Und S. S., der alte Journalist, dessen Name schon durch seine Anfangsbuchstaben an Verabreichung von Schweiggeld, an Vertuschung von Korruption und an das Zischeln von Privatlebensaffären erinnert, ist ein Kenner. Er läßt uns von der Allmacht vormärzlicher Zeitungsstrolche träumen, und wenn wir den Artikel zu Ende gelesen haben, sollen wir erwachend staunen, wie arm wir geworden sind. Nun ja, gewiß waren die Saphir und Bäuerle Koryphäen der Bestechlichkeit, und das Erbe ihrer Schlechtigkeit ward für ein Geschlecht von Dutzenderpressern zersplittert, die in freier Entwicklung des Zeitungswesens wie die Pilze aus dem Boden wuchsen. Dennoch gibt es auch heute Stars und der letzte Statist der öffentlichen Meinung ist jetzt gefährlich genug, denn es wäre einfältig, zu glauben, daß ein Arsenal von modernsten Revolvern nicht mehr Respekt einflößen sollte als ein paar alte Kanonen. Alle Vergangenheit von der Herr Siegmund Schlesinger spricht, war harmlos; es war die gute alte Zeit, in der der Großvater die Großmutter und der Max Schlesinger fünf Gulden nahm. Und die despotische Willkür der Theaterpaschas? Nun, in diesem Punkt war Saphir ein Bäuerle gegen den Bauer. S. S. erzählt, ein Schmierer habe einmal »die Hofschauspielerin Zerline Würzburg in ihrer persönlichen Ehre angetastet«, und deren Bräutigam Louis Gabillon sei dem Kerl auf die Bude gerückt. Dergleichen

kommt jetzt nicht mehr vor, und wenn auch im ‚Neuen Wiener Journal' hin und wieder noch Schauspielerinnen in ihrer persönlichen Ehre angetastet werden, so lähmt doch die Furcht der Theaterleute vor den Kulissenplauderern den Willen zur persönlichen Abwehr. »In dem altberühmten Vergnügungsetablissement beim Dommayer und Zögernitz setzte es immer einen gelinden Schreck, wenn die Meldung geschah, der ‚Herr von Bäuerle' werde hinauskommen. Denn da galt es obligat für den Wirt, daß zur Würdigung dieser außerordentlichen Ehre ein ganzer Tisch für den ‚Herrn von Bäuerle' und seine Gesellschaft gerüstet sein mußte. Natürlich nicht ohne die entsprechende Flaschenbatterie — aber natürlich ohne die entsprechende Rechnung.« Auch das gibts jetzt selbstverständlich nicht mehr. Maxls Bruder muß es wissen. Es gibt zwar noch gemütliche Wiener Redakteure, aber die ziehen das Freiquartier im Kahlenberghotel, das Gratisbeziehen von Rothbergerschen Kleidern für sich und die Ihren jedem andern Vergnügen vor, und statt daß sie zu Dommayer oder Zögernitz »hinauskommen«, lassen sie sich von sämtlichen Gastwirten ihres Bezirkes ins Haus liefern.

Mit einem Wort: Zustände, wie sie Herr Otto Ernst schildert, gibts nicht mehr. Und wars nicht drollig zu beobachten, wie nach der Première der »Gerechtigkeit« die größeren Erpresser versicherten, die Tendenz des Stückes sei bloß gegen die kleinen gerichtet? Es sei ja ausdrücklich im Personenverzeichnisse von der »Redaktion des Revolverblattes ‚Gerechtigkeit'« die Rede. Und da Revolverblatt bekanntlich eine offizielle Bezeichnung ist, die eine Meinungsboutique in ihrer Firma führt, so konnten »nur die kleinen« gemeint sein. Zwar erreichen bei uns auch die größten nicht durchwegs eine Auflage von 15.000, zwar decken sich die in der Komödie geschilderten Manöver von stückeschreibenden Rezensenten mit den Usancen des führenden Wiener Schrift-

tums, zwar sind unsere armseligen Theaterblättchen, bei denen in der Regel Ein Mann der schreibende, erpressende und expedierende Faktor ist, von den luxuriösen Verhältnissen der ‚Gerechtigkeit' himmelweit entfernt, — nützt nichts: Herr Otto Ernst hat »uns« nicht gemeint. Aber uns natürlich auch nicht! rufen die Kleinen. Und da wars denn noch drolliger zu beobachten, wie pathetisch selbst diese jeden Verdacht von sich abzulenken suchten. Aus einer der anrüchigsten Montagsjauchen stieg ob der Tendenz der »Gerechtigkeit« eitel Lob und Dank zum Himmel. Kurz vorher war ihr Eigentümer bei dem Chef einer großen Wiener Kaffeefirma viermal erschienen und hatte diesem seinen Herzenswunsch nach einem Inserat unterbreitet. Die Bitte ward abgeschlagen, die »Gerechtigkeit« aufgeführt, und so lasen wir denn in einer und derselben Nummer nebeneinander die folgenden Feststellungen:

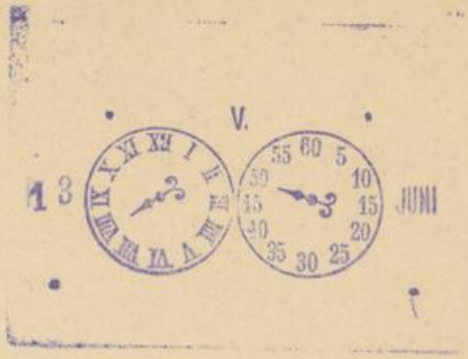
(Vom Kaffee.) Seit geraumer Zeit wird in Wien lebhafte Klage darüber geführt, daß die Qualität des in Wien im Handel befindlichen Kaffees sich fortwährend verschlechtert, und namentlich die Hausfrauen lamentieren, daß sie nirgends mehr fast eine genießbare Qualität zu finden vermögen. Es wäre interessant, zu erforschen, auf welchen Ursachen diese allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert. Man hat nichts von Mißernten gehört, und trotzdem die Verschlechterung. Es scheint, daß sich in Wien ein Kaffee-Trust stillschweigend gebildet hat, der die minderen und schlechten Sorten den Wienern aufzwingen will.

Es war eine gute Idee, ein Stück zu schreiben von den Journalisten, wie sie nicht sein sollen. Mehr als irgend ein anderer Beruf, steht der des Journalisten nicht nur in der Öffentlichkeit, er beeinflußt die Öffentlichkeit, er vermag sie zu regieren, sogar zu dirigieren. Daß von dieser Macht der Presse auch vielfach utilitarischer und schlechter Gebrauch gemacht wird, ist ebenso richtig als es auch fast natürlich ist. Nichts liegt näher als Mißbrauch der Macht, und desto empfindlicher wird dieser Mißbrauch, je mehr sich der Beruf den Interessen der Allgemeinheit nähert ... Es war also eine gute Idee, die Schädlinge dieses Metiers theatralisch geißeln zu wollen.

Gute Idee, schlechte Kassen. »Auf welchen Ursachen die allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert«, daß der Kaffee jetzt in Wien sich fort-

während verschlechtert, habe ich klargelegt. Man hat nichts von Mißernten gehört. Und nicht einmal etwas von einer Strafanzeige gegen einen Erpresser...

Nein, er hat uns allesamt nicht gemeint. Und er hat sich auch vor einem Interviewer des ‚Fremdenblatts' redlich für seine Verirrung entschuldigt. »Ich schätze und verehre die anständige Presse«, »Ich verkenne nicht die ungeheuere Bedeutung der Presse«, »Ich würdige vollkommen die furchtbare Schwere dieses Berufes«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die Vormittag für Vormittag, Abend für Abend in die Redaktion gehen«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die freudig und stolz dem Tage dienen«, »Ich weiß, was es heißt, wenn man in später Nachtstunde einen Leitartikel beginnen muß«, »Die Mitternacht zieht näher schon, und der Metteur reißt dem Redakteur Blatt für Blatt aus der Hand«, »Die gute Presse liebe und schätze ich«... Man hatte den Eindruck, daß Herr Otto Ernst gezwungen war, hundertmal strafweise einen Satz, für den er noch dazu immer neue Varianten finden mußte, abzuschreiben. »Und es ist gar nicht ausgeschlossen«, rief er zum Schluß, »daß ich in kurzer Zeit in einem neuen Stück oder Roman die Journalistik in ihrem positiven Wirken, die Journalistik als Kulturfaktor vorführen werde«... Wenn Herr Otto Ernst sein Interview durchliest, wird er sich mit Unrecht schämen. Es steht durchaus nicht im Widerspruch zu den Anschauungen seines Dramas. Es ist vielmehr die verblüffendste Bestätigung seiner Ansicht von der Macht der Tagespresse.



THEATERCHRONIK

Oktober 1901

Eines absoluten Herrschers und Hüters des öffentlichen Geschmackes harrt die Aufgabe, den Strom der Theaterproduktion zu hemmen, dem Premierenpöbel die Wahl zu lassen, ob er lieber ausgehungert oder vor die schmale Kost der Klassiker bis Ibsen gesetzt sein wolle, und mit einem Federstrich alles zu verbieten, was seit etwa zehn Jahren aus dem undramatischen Motiv der Geldgier dem modernen Theater, seinem Wesen unorganisch, angegliedert wurde. Nur mit Gewaltmaßregeln ließe sich der Theaterpest beikommen, die schon das innerste Mark der geistigen Volksgesundheit ergriffen hat. Die Bühnen sind für verseuchtes Gebiet zu erklären, über das Publikum wird eine Quarantäne verhängt. Eine Subventionierung aus Staatsmitteln hilft den Theaterdirektoren über die mageren Jahre hinweg, da der Pöbel auf unbekannte Autoren wie Schiller und Goethe dressiert werden muß. Die Entwöhnung von Viktor Leon und Kadelburg ist eine sicherlich ebenso wichtige Aufgabe, wie der Kampf gegen die Parasiten auf den anderen Gebieten des Wirtschaftslebens. Die Produktion, die den Bühnenleitern von der Preßmaffia aufgenötigt wird, ist unter dem Gesichtspunkt des Hausiergesetzes zu beurteilen, und man muß es eben darauf ankommen lassen, daß Herr Bahr die Wehklage über die schlechten Zeiten und den geringen Zeitungslohn, die er im Gerichtssaal angestimmt hat, an der Spitze einer Deputation in ihrer Existenz

~~bedrohter~~ Dramenhändler im Couloir des Abgeordnetenhauses ~~wiederhole.~~

Alles künstlerische Schaffen wird in gesünderen Tagen von der Frage nach der Notwendigkeit gezügelt werden. Sie mag etwa lauten: Würde der Besitzstand deutscher Dichtung, der tausendmal Ausgesprochenes in tausend Formen birgt, eine Bereicherung erfahren? Gibt es ein Thema, das nicht unter den Händen längst tantièmenfreier Autoren, deren dichterischem Drang auch bei Lebzeiten nur karger Lohn winkte, zu edlerem Werke gediehen wäre? Schafft die Zeit einen Stoff, dessen Behandlung die Kraft des dürftigen, von tausend Rücksichten bedrückten Zeitgenossen nicht auf eine allzu harte Probe stellt? Wir wollen das Repertoire von dem Ballast der modernen Erwerbsdramatiker befreien und dem Börsenmob das Recht auf die jedesmalige Heiligung des Sabbath durch einen Theaterskandal streitig machen. Und wir wollen uns, wenn wir schon die Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort noch immer nicht verwinden können, für den Anfang wenigstens schämen, daß wir uns bereit gezeigt haben, auch von der Bühne herab die Offenbarungen der Inseratenagenten zu empfangen. Dichter zu spielen ist ihnen lange genug so leicht geglückt wie dem Harlekin die Königsrolle. Von nun an glauben wir Herrn Rudolf Lothar höchstens, daß er die Völker von Stockholm bis Brindisi oder, wenn man will, von Prag bis Preßburg aufwühlen konnte, wir trauen dem Notizenruhm, der seinem Werke überall vorausgeeilt ist: nur für den einen im Deutschen Volkstheater verbrachten Abend wollen wir ihn als Dramatiker nicht gelten lassen! Ich habe als alter Dernièren-Habitué einer Aufführung des »König Harlekin« neulich beigewohnt und muß bekennen, daß ich enttäuscht war. Die Absicht des Verfassers scheint mir, wenn ich sie recht verstanden habe, darauf abzuzielen, die Monarchen zu langweilen. Denn sie zu stürzen, dazu taugt dieser Revolutionär

~~Spitzer~~ der sich bei seinem Sturmlauf hinter dem Namen Lothar verbirgt, so wenig wie jener, den die liberale Legende unter die aktiven Helden von 48 reiht, wiewol ihn die Kugel nur aus Zufall traf. Die Zensur scheint jedoch den Verfasser des »König Harlekin« für gefährlich und sein Werk für einen theatralischen Mauerbrecher des gegen Thron und Altar gerüsteten Freimaurertums gehalten zu haben. Aber der Zusammenhang zwischen der Loge und diesem Autor drückt sich lediglich in dem Vertrauen aus, mit dem die liberalen Redaktionen die von Herrn Lothar abgesendeten begeisterten Telegramme auch dann zum Abdruck bringen, wenn sie nicht ausdrücklich mit seinem Namen gezeichnet sind. Der Radikalismus, der durch den »König Harlekin« tobt, ist kaum verschieden von jenem, der unsere demokratischen Publizisten dazu hinreißt, einen leibhaftigen Minister per Sie anzusprechen. Was die vier Aufzüge des »König Harlekin« zu einem einheitlichen Kunstwerk macht, ist das ununterbrochene Erstaunen des Herrn Lothar über die eigene Tollkühnheit. Und aus diesem einen leitenden Gedanken ist, so scheint's mir allen Kommentaren zum Trotz, die ganze Dichtung zu begreifen: Herr Lothar ist mutiger, als er es sich selbst zugetraut hätte, Herr Lothar ist einfach über sich perplex. Und mit welcher Beherztheit zieht er gegen das zu Felde, was die Monarchen »Staatsnotwendigkeit« nennen! Monarchie? Staatsnotwendigkeit? Auch der Zuhörer gerät ins Staunen, denn er weiß nicht, was gerade diese beiden Begriffe mit einander zu tun haben, da ja doch auch die republikanische Staatsform Staatsnotwendigkeiten kennen dürfte. Gemach! Rudolf Lothar ist nicht nur Herausgeber, sondern auch Leser einer demokratischen Revue, und aus der Phraseologie des österreichischen Verfassungslebens der letzten Jahre war ihm gerade dies eine Wort als die Summe alles dessen, was dem freien Bürger ein obrigkeitliches Alpdrücken bereitet.

im huschenden Gedächtnis haften geblieben. Die Monarchen sind gegen die Freiheit, der Staat ist auch gegen die Freiheit — wie gut muß erst sein Schokolade mit Knofel! Aber er hätte auch, da er dem Königtum zu Leibe ging, seinen Helden gegen den § 14 wettern lassen können. Die langgesuchte »Quelle« des »König Harlekin«: Unlogik und ein kindliches Gemüt, das die Schlagworte der Demokratie arg verwirrt haben. Über dem schmalen Maskenspiel des Herrn Lothar ist eine eigene Literatur entstanden, fast so umfangreich wie jene, der es selbst seine Entstehung dankt. Die Untersuchungen galten der Frage, woher die wirksame Idee stamme, die der Verfasser in seinem Werke ~~so ganz und gar~~ nicht aufkommen lassen will. Die Kritik grollt ihm ob solchen Vergehens, und hat sicherlich recht; denn es ist klar, daß man fremde Geisteskinder nicht adoptieren soll, wenn man nicht imstande ist, sie anständig zu erhalten. Herr Rudolf Lothar hat später selbst das Wort zur Klärung des Sachverhaltes ergriffen und uns Einblick in die Werkstätte eines Dramatikers gewährt. Er versichert uns, die Idee — der Schauspieler, der gezwungen wird, seine Rolle wirklich zu leben — sei ihm so zufällig ganz von selbst zugeflogen, bis ihn seine Frau darauf aufmerksam machte, daß sie ja schon in der »Fledermaus« vorkomme. Herr Lothar sagt: »Ich war sehr ärgerlich, aber ich suchte weiter«. Natürlich die Handlung? »Nachdem ich einige Tage lang alle möglichen Zeiten und Länder erwogen, entschied ich mich für Schottland.« Er wählt also schottisch. Und: »Ich war einig mit mir, daß das Stück tragisch enden müsse. Er wählt also tragisch. Herr Lothar geht an die Aufführung, das heißt: »Ich las Quellenwerke, vertiefte mich in schottische Sagen, in das Studium der vorshakespearischen Repertoires u. s. w.« Da kommt eines Tages Baron Berger dazwischen. (Schottland? Tragisches Ende? »Aber der Stoff schreit ja

nach südlicher Sonne, nach einem heiteren Schluß!« Zu Befehl, Herr Baron! Und Lothar setzt sich hin, »stößt von Schottlands nebliger Küste ab und landet in Italien«. An die Stelle der englischen Komödianten tritt »naturgemäß« Harlekin, und so entstand — »der Grundgedanke meines Stückes«. Die Tendenz, sagt unser Autor ebenso treffend wie bescheiden, »ist nicht das Primäre, sondern das Sekundäre«. Und gegen die Barone ist Herr Lothar zuvorkommender als gegen die Könige, von denen er keinen persönlich kennt . . . Selten ist noch ein umfassenderes Geständnis abgelegt worden, als in jenem Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse', das einer niederschrieb, um sich gegen den Vorwurf zu wehren, daß er bloß einen altitalienischen Novellisten benützt habe. Der Beschuldigte erzählt uns freiwillig, welche Gelegenheiten und Persönlichkeiten, welche Literaturen ihm Handlung und Stoff, Idee und Tendenz an die Hand geliefert haben, bis endlich der Lotharsche Grundgedanke entstand. Wie viel weiß er uns zu verraten, und wie viel hat er uns noch zu verschweigen! Er bedauert, Grazzinis Geschichtchen nicht früher gekannt zu haben; es hätte ihm »vielleicht doch irgend eine hübsche Anregung geliefert«. So mußte er sich mit der »Staatsnotwendigkeit« aus einem Leitartikel behelfen, und aus Ibsens »Kronprätendenten« war ihm der »Königsgedanke« in Erinnerung, den Jarl Skule dem Hakon Hakonson stiehlt. Und Rudolf Lothar ging hin und tat desgleichen . . .

Noch immer will's von dem Handstreich des Herrn Lothar nicht stille werden, und der Ärger über die Sturmflut täglich erneuter Reklamedepeschen aus aller Könige Ländern mag den Rückblick auf die kurze Herrlichkeit jenes Maskenspieles rechtfertigen, in dem ein Bajazzo gezwungen wird, die Rolle des Königs, ein Lothar, die Rolle des Dichters zu spielen. »Sein Schreiben ist eigentlich ein Laufen«, hat Heine über Herrn Lothar gesagt, der stets geschäftig

zwischen einem Durchfall und einer Redaktion dahineilt und die Ruhmesbahn mit dem Rundreisebillet befährt. Aber während er seine Geschäfte erledigt, droht die artige Mode um sich zu greifen, daß Autoren, die das Publikum nicht vor den Vorhang gerufen hat, nachträglich an der Feuilletonrampe erscheinen, und schon hat Herr Blumenthal die Erläuterung seiner »Fee Caprice« in einer Polemik gegen Herrn Lothar besorgt, der ihn einer entfernten Ähnlichkeit mit seinem »König Harlekin« bezichtigt hatte.

Das bißchen feuilletonistischen Nachruhm mag man übrigens den Dramatikern in einer Zeit gönnen, in der die wahre Sensation immer außerhalb der Bühnenwirkung besorgt wird. Der effektvolle Zusammenbruch des Theaters an der Wien ist zum Beispiel etwas, das den theatergewohnten Sinn des Wieners fesseln muß. Das Spekulantentum ruiniert die Vorstadtbühnen und läßt aus den Ruinen neues Leben blühen. Und welch ein Leben! Mit Tingeltangel und Restaurant und mit allem Komfort der Neuzeit, auf den sich eine Individualität vom Schlage des Herrn Karczag sicherlich versteht. Aber so wie man Paprika zugleich mit Schuhwerk verschleißen kann, so kann man den Geist Mozarts beschwören und den Geist Buchbinders erscheinen lassen. Und über kurzem wird Arm in Arm mit dem Herrn Löwy der leibhaftige »liebe Augustin« seinen Einzug halten. Daß in dieser verrufenen Metropole des Antisemitismus die anständigsten und unauffälligsten Juden auf der Straße ihres Lebens nicht sicher sind, davon sind die ausländischen Leser der ‚Neuen Freien Presse' seit Jahr und Tag überzeugt. Aber es wird sie gewiß interessieren, zu erfahren, daß sich die Sicherheit und das Wohlbefinden der prononzierteren Glaubensgenossen bis zur Gründung von Überbretteln und bis zur Generalpacht des Wienertums für merkantile Zwecke gesteigert haben. Wien mußte erst eine antisemitische Gemeinderatsmajorität erhalten, um die Auslieferung

jenes Theaters, das an die hundert Jahre zum wienerischen Volksempfinden gesprochen hat, an Herrn Kopacsi-Karczag bedingungslos zuzulassen und die Altwiener aus dem westlichen Ungarn zu beziehen. Und die liebe alte Bühne hat jetzt einen Vorhang, der all die Schmach erst anzeigt, wenn er sie zudeckt. Im Mittelbilde feiern Schubert und Raimund und die anderen Wiener Olympier die Ankunft der Johann Strauss und Millöcker; aber resigniert verweisen diese auf die Annoncentafeln, die die Ruhmeshalle bedecken: Wenn die Kunst flöten gegangen ist, so gibts doch noch Ratengeschäfte, Kalodont und ähnliche schöne Dinge, die Herr Karczag wohl selbst auf der großen, noch ungenützten Fläche des Firmaments inserieren möchte. Er hat lange Zeit im Theaterleben Wiens eine Spezialität repräsentiert. Die Gatten beliebter Schauspielerinnen pflegten ehedem durch öffentliche Eifersuchtsanfälle die Aufmerksamkeit zu erregen, und so manchem ist es auf solche Weise geglückt, sich aus seiner sozialen Verborgenheit ins Tageslicht dieser Zeitungswelt zu retten. Einer zum Beispiel stürzte aufgeregt ins Theater an der Wien und ertappte seine Frau bei der Darstellung der »Schönen Helena«. Daß es für die künstlerische Entwicklung einer Soubrette kaum förderlich sein kann, wenn sie die geringste Nacktheit mit einer häuslichen Szene büßen muß, wollte kein Theatergatte einsehen. Da trat Herr Karczag auf den Plan, brachte eine kreuzbrave Frau mit, die die Blößen ihres Talents durch ihr Decolleté verhüllte, und vertrat das Prinzip einer Frivolität auf der unerschütterlichen Grundlage eines rührenden Familienlebens. Die halbe Nacktheit einer Soubrette konnte als Sparsamkeit einer Hausfrau gedeutet werden, den Verwandten aus Ungarn, der schon im ersten Akt über das gesunde Aussehen der Gattin entzückt ist, belehrt Herr Karczag: »Das ist noch gar nichts, aber im dritten Akt wirst du spitzen!«, und in elterlicher Freude über den ersten Schulausweis

des Söhnchens läßt er sich die Erlaubnis zu einem Cancan für die nächste Novität abschmeicheln. Aber für den Beruf des Bühnenleiters bringt der Mann nichts mit, als die herzhafte Entschlossenheit, schmarotzenden Reportern ihre Libretti abzukaufen, und ein Talent für warme Händedrücke, das in der Theatergeschichte einzig dasteht. Als er auch mich einmal ansprach, um mir mit scheuem Seitenblick zu versichern, daß er »ganz von meiner Partei« sei, sprach aus seinen Augen eine so flehentliche Bitte, es nur ja niemand zu sagen, daß ich mir's gelobte, ihn nicht zu enttäuschen/ /...

Der traurige Zustand der Entmanntheit aber, in dem sich die Theaterleute lange genug jedem Redaktionsdiener gegenüber befunden haben, scheint doch allmählich natürlicheren Gefühlen Platz zu machen. Zwar soll noch jüngst der Jubilar Blasel die Wiener Presse seine »Geliebte« genannt haben. Daß sie es ist, die den Boden, in dem sein volkstümliches Können wurzelt, untergraben hat, ahnt der alte Mann nicht, der sich soeben mit heiler Haut aus den Trümmern eines Variété retten konnte, und der die künstlerische Obdachlosigkeit als das Ende halbhundertjährigen Wirkens hinnehmen muß. Aber in den jüngeren Theatergeschlechtern will sich etwas wie leise murrender Widerstand gegen die Preßtyrannis regen. Aus dem Deutschen Volkstheater, dessen Mitglieder allerdings rascher als die anderen Kollegen den Respekt vor einer Kritik einbüßen mußten, die täglich beim Bühnentürl auf Tantièmen lauert, dringt eine erfreuliche Nachricht. Die Herren und Damen haben den Beschluß gefaßt, in Stücken des Herrn Hermann Bahr nicht mehr aufzutreten. Ich muß es als einen Erfolg meiner Kampagne ~~bezeichnen~~, daß nicht etwa ein Ensemble von Journalisten, sondern ein Ehrengericht von Schauspielern die Doppelstellung, in der sich Herr Bahr gegenüber einem und demselben Theater befindet, für eine Herabwürdigung der literarischen Standesehre erklärt hat. Das Ergebnis des

Prozesses, in dem mir schlimmstenfalls eine sachliche Ungenauigkeit, Herrn Bahr der Mißbrauch des kritischen Richteramtes nachgewiesen wurde, hatte ebensowenig gefruchtet, wie die Einstimmigkeit, mit der sich die angesehensten Vertreter deutschen und fremdländischen Schrifttums gegen die gefährliche Vereinigung unvereinbarer Interessen ausgesprochen haben. Die neue Theatersaison fand Herrn Bahr auf seinen alten Plätzen. Als Volkstheaterkritiker des ‚Neuen Wiener Tagblatts' liefert er dem Volkstheater Stücke, und die Situation ist nur insofern ein wenig geändert, als er jetzt auch als Burgtheaterkritiker der ‚Österreichischen Volkszeitung' dem Burgtheater Stücke liefert und mit den ersten Regungen der Unfreiheit den Burgschauspielern gegenüber die alten Volkstheaterbande sich sachte lockern fühlt. Herr Bahr trägt heute die Sicherheit des unabhängigen Kritikers zur Schau, der auf die Tantièmen eines Theaters nicht angewiesen ist. Diese Entwicklung der Dinge konnte natürlich den lobgewohnten Darstellern Bahr'scher Gestalten nicht behagen, die den wohligen Überschwang der letzten Jahre plötzlich um einen Ton herabgestimmt fanden. Früher mußte nur immer der Schauspieler auf Tadel gefaßt sein, der so undankbar war, eine Rolle in den »Wienerinnen« oder im »Franzl« nicht dankbar zu finden. Aber jetzt haben sie alle, seit der oftverhöhnte Herr Schlenther den »Apostel« annahm, den Maßstab für die kritische Beurteilung durch Herrn Bahr verloren. Der Direktor des Burgtheaters erfuhr aus einem Gerichtssaalbericht, daß Herr Bahr den Direktor des Volkstheaters fünf Jahre, bevor er ihn für ein direktoriales Genie erklärte, einen Analphabeten genannt hat, und schöpfte daraus die tröstlichsten Hoffnungen. Auch die Burgschauspieler Hartmann und Thimig, die sich seit dem Sturze des Herrn Burckhard so sehr verschlechtert haben sollen, können jetzt beruhigt in ihre künstlerische Zukunft blicken; von einem Kritiker, der sie

»an der Arbeit sieht«, haben sie nichts zu fürchten. Bald wird das bekannte »alte Glück, das eine Zeit schmollen wollte«, auch ins Burgtheater wieder einziehen ... Aber das Nachsehen haben, da immer eines der beiden Theater gegen das andere ausgespielt werden muß, die Volkstheaterleute. Sie haben sich die Erklärung, die Herr Bahr für seinen Meinungswechsel zu ihren Gunsten im Gerichtssaal vorgebracht hat, zu eigen gemacht, und wenn man sie fragt, warum sie heute über ihren alten Autor so erbost seien, so sagen sie ~~aber~~, sie hätten ihn »an der Arbeit gesehen«. Und einen Kritiker, den man in diesem Zustand kennen lernt, verlernt man zu fürchten. Darum haben die Mitglieder des Deutschen Volkstheaters, gereizt durch eine Kritik, deren Spitze sie gegen sich gerichtet wähnten, ihre Direktion gebeten, Herrn Bahr von jenen Rücksichten, die heute noch seine kritische Objektivität trüben, zu befreien. An einem Lob oder Tadel, deren Verteilung sie jedesmal vorauszubestimmen in der Lage seien, vermöchten sie sich künstlerisch nicht aufzurichten, und da der Direktor gegenüber dem Kritiker keine Handhabe besitze, möge er wenigstens dem Autor die Türe weisen. Die Konventionalstrafe für das nächste Stück wollten sie, hieß es, durch eine Kollekte aufbringen. Herr Bukovics sprach etwas vom »Recht der freien Kritik«, um dessen Anerkennung ihn niemand gebeten hatte, und die Kollegen des Herrn Bahr, die die Aktion der Schauspieler recht wohl als einen Eingriff in das eigene Erwerbsleben empfanden, sprachen von frevler Überhebung. Keiner wollte verstehen, daß die Volkstheatermitglieder nicht so unklug oder sagen wir »vermessen« waren, gegen einen Kritiker Repressalien zu verlangen, sondern daß sie sich einfach bei der Direktion über einen unbotmäßigen Angestellten des Hauses beschwerten. Aber könnte nicht gerade die Überzeugung, daß es sich um einen kecken Übergriff in ihrer Eitelkeit verletzter Komödianten handle, ~~den~~

Tatbestand der Inkompatibilität, deren sich Herr Bahr schuldig gemacht hat, beweisen? Ein Kritiker, der sich in solche Situation begibt, muß eben auf alle Mißlichkeiten gefaßt sein, und daß sie eintreten, beweist die Unhaltbarkeit seiner Situation. »Tadelt er, so sind die Schauspieler aus Rand und Band, und lobt er, so sagen die Leute: ‚Natürlich, er muß sich mit ihnen verhalten!'« Wie schade, daß Herr Julius Bauer, der diese weise Erkenntnis aussprach, lieber »die Schauspieler« und »die Leute« anklagt, statt, was viel einfacher wäre, dem Genossen den Weg aus dem Dilemma zu weisen. Bei den Herren, die über Operettentheater richten und mit Operettentheatern in Geschäftsverbindung stehen, hat sich sofort das schlechte Gewissen geregt. Was aber trieb Herrn Eduard Pötzl, dem Kollegen zu Hilfe zu eilen, dessen künstlerischen und ethischen Anschauungen er doch so ferne steht? Untreue gegen sich selbst und jener schmähliche Druck der Kollegialität, dem in liberalen Zeitungsredaktionen auch gesündere Naturen erliegen. Herr Pötzl stellt die seltsame Kreuzung des stammharten Wieners mit dem anschmiegsamen freisinnigen Feuilletonisten dar. Das Wienertum wird, zähneknirschend, für Proteste gegen Ritualmordfabel und Heine-Verunglimpfung verwendet und darf sich, wenn es sich selbst wieder zurückgegeben ist, höchstens in Orgien des Hasses gegen die moderne Malerei und in ähnlichen philiströsen Freuden ausleben. Man hätte es immerhin einer tüchtigen Reaktion gegen das merkantile Treiben, dem es zusehen muß, für fähig gehalten; aber es scheint die Wollust der Unterwerfung dem Gefühle des Ekels vorzuziehen. Wenn man indes von Herrn Pötzl, der außerhalb des Zwangs der Rücksichten ein glücklicher Beobachter ist, schon nicht erwarten darf, daß er in dem, was er schreibt, das, was er denkt, bekundet: ein wenig Mäßigung in dem Eifer, Herrn Bahr als Musterbild journalistischer Reinlichkeit zu

empfehlen, hätte ihm ~~schön~~ angestanden. Vielleicht wäre er dann von selbst daraufgekommen, daß er das Problem der Inkompatibilität, um das es sich handelt, nicht versteht. Denn keinem Vernünftigen fällt es ein, einen Kritiker zu verachten, der »in sich die Fähigkeit entdeckt, für die Bühne zu schreiben«. ~~Wohl~~ aber und mit Recht »schauen hunderttausend mißtrauische Augen auf ihn«, wenn er sich vornimmt, gerade für die Bühne zu schreiben, die seiner kritischen Amtsgewalt ausgeliefert ist. Herr Pötzl hat Unrecht, wenn er der Meinung ist, das Auftreten der Schauspieler gegen seinen Kollegen sei »ein Fall, der zum Himmel schreit«. Und er sticht ins eigene Fleisch, wenn er versichert, daß dergleichen »auch nur in Wien möglich ist, wo die Schauspieler durch das Theaterinterltum in einer Weise verwöhnt werden, daß es niemand wundern kann, wenn sie sich endlich derartigen Orgien von Eitelkeit ergeben ... Wenn eine Diva Streit mit dem Regisseur bekommt oder ein Sänger wegen Kontraktbruches eingesperrt wird, da müssen tagelang ausführliche Bulletins ausgegeben werden«. Herr Pötzl war lange Jahre Theaternotizenredakteur des ‚Neuen Wiener Tagblatts' und jetzt hat Herr Bahr diese Stelle inne. Es ist mir aber nicht erinnerlich, daß die beiden Herren ihren Kollegen, den Theaterinterln, jemals den Einlaß in die Rubrik verwehrt hätten; alle Streitigkeiten, die je eine Diva mit einem Regisseur gehabt hat, fand ich im ‚Neuen Wiener Tagblatt' nicht weniger ausführlich behandelt als in den anderen Blättern, und die »Affäre des Tenoristen Meister« war dort nicht etwa im Gerichtsteil unter der Spitzmarke »Verhaftung wegen Fluchtverdachts« gemeldet, sondern der Angelegenheit, an der nichts als die besondere Dreistigkeit eines Kontraktbruchs interessieren konnte, wurden dort wie in den anderen Blättern spaltenlange sentimentale Betrachtungen gewidmet, in denen weder das Abschiedssouper noch das harte Nachtlager des Inhaftierten vergessen war.

Herr Bahr aber beweist seine kritische Objektivität, indem er der Verteidigung durch den Kollegen ein Lob der Volkstheaterschauspieler nachschickt, zu dem er nicht einmal verpflichtet ist. Sie haben ein neues Stück von C. Karlweis gespielt, dessen Tendenz ~~Herrn~~ Bahr und Genossen einen Stein vom Herzen fallen ließ. Herr Karlweis, ein Beamter der Südbahn, ist nämlich nicht dafür, daß man die Korruption bekämpfe. »Nicht niederreißen, sondern aufbauen!« wurde mir, der ahnungslos der Aufführung beiwohnte, von Herrn Kutschera in die Ohren gebrüllt. Herr Kutschera hatte schon in Bahr's »Wienerinnen« die Standrede gegen mich zu halten. Wiederum gibt er den Idealmenschen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und so spricht, wie den bravsten Korruptionsjournalisten der Schnabel gewachsen ist. Auch wartet er einen Abend lang auf eine Erbschaft und den »Schlag«, der, wie er ankündigt, jeden Moment seinen Onkel treffen kann. Die Heiterkeit des Publikums erreichte ihren Höhepunkt, als dieser Ethiker mit Beziehung auf den eben verstorbenen Onkel bemerkte: »Ich hab' ihm ein Mandat gewünscht. Was kann ich dafür, daß er den Schlag vorgezogen hat?« »Seien wir gut, seien wir menschlich!«, rief eine zweite Gestalt des Herrn Karlweis zu meinem Balkonsitz hinauf, »Liebe ist unsere Pflicht, nicht Haß!«. Mir ward es immer klarer, daß der Autor sich die so notwendige endliche Bekämpfung des Korruptionskampfes vorgenommen hatte. Man dürfe nicht die Schlechten strafen, sondern man dürfe bloß darauf hinweisen, daß »die Welt schlecht ist«. Daß sich dann zum Beispiel Herr Chlumecky und die journalistischen Protektoren des Herrn Karlweis wohler als jetzt befinden werden, begann mir einzuleuchten; und es mag dann auch leichter gelingen, einen schwächlichen Epigonen O. F. Berg's zum Wiener Aristophanes emporzustapeln. Völlig bekehrt aber ward ich erst, als eine Dame in ~~Beinkleidern~~

auftrat und das Versprechen gab, ein Blatt zu gründen, das sich »gegen Alles und gegen Alle« kehren wolle. »Damit werden Sie Furore machen!«, meinte Herr Luscher a. »Vor Allem haben sie sämtliche guten Freunde und Bekannten der Angegriffenen als sichere Leser.« Die Sache wurde immer pikanter. Und als gar der Titel »... Gestank« führen solle, ging durch die Reihen derer, die stinken, johlendes Gelächter. . . / Aber dem völlig witzarmen Machwerk der Rache, zu dem sich der harmlose Herr Karlweis herbeiließ, ist nur die eine Erkenntnis entgegenzuhalten: Es ist geschmackvoller, eine Zeitschrift gegen Alle, als ein Theaterstück gegen Einen zu schreiben.

DIE JOURNAILLE *)

März 1902

Darf eine Zeitung beschimpft werden? Darf der einfache Mann aus dem Volke, dem jene Erkenntnis über das Zeitungswesen mangelt, aus der seit nunmehr drei Jahren der Herausgeber der ‚Fackel' aufreizende, zwingende Argumente für Haß und Verachtung gegen die parasitären Zerstörer des Geisteslebens schöpft — darf einer, der ihr Wirken nicht durchschaut, dem aber endlich ein Ahnen die Augen öffnet, dem dumpfen Gefühl von Abscheu und Ekel in einem Schimpfwort den erlösenden Ausdruck geben? Oder macht der Kaffeehausgast, dem aus dem ‚Extrablatt', das ihm ein allzu dienstfertiger Kellner hinreicht, Verbrecherphysiognomien entgegengrinsen, sich einer Übertretung, die auf Verlangen der Herren Bauer und Löwy mit einfachem Arrest von drei Tagen bis zu einem Monat zu bestrafen ist, schuldig, wenn er das Sudelblatt mit den Worten »Weg mit dem Sudelblatt!« von sich stößt? Unklug wäre es vom Gesetzgeber, der Volksempörung das einzige Ventil zu verstopfen, und beklagenswert, wenn die Interpreten des Gesetzes nicht dessen Willen, sondern dem Wink der Zeitungsmacht, die sich ungestraft so oft über das Gesetz gestellt hat, gehorchten. Als ein

*) Sprich: Journallje. Alfred Freiherr von Berger hatte mir, da wir über die Verwüstung des Staates durch die Preßmaffia sprachen, diese für meine Zwecke wertvolle Bezeichnung empfohlen, die ich denn auch dankbar dem Sprachgebrauch überlieferte. Ob sie von ihm, der anders schrieb als er sprach, oder etwa von Rochefort stammt, dem ähnliche Bildungen geläufig waren, ist mir unbekannt.

1c 163 838

freudiges Ereignis ist darum die prinzipielle, weit über den läppischen Prozeß der ‚Ostdeutschen Rundschau' gegen den Abgeordneten Bielohlawek hinausgreifende Entscheidung des Obersten Gerichtshofes zu begrüßen.

Der Oberste Gerichtshof hat das moralische Recht des Publikums, sich gegen eine schamlose Presse zu empören, anerkannt. Mehr hat er nicht getan, und es ist leider eine Fälschung, ihm zu imputieren, er habe durch ein Tendenzurteil die Presse als solche »für ehrlos erklärt«. Gewiß, man kann von dem höchsten Gericht nicht so niedrig denken, daß man an seiner Preßverachtung zweifelte; aber ausgesprochen hat' es sie diesmal nicht und sich begnügt, für das Publikum die klaren Schutzbestimmungen des Gesetzes geltend zu machen. Das Wort Zeitung, so erklärt der Oberste Gerichtshof durchaus logisch, bedeutet zweierlei: das Zeitungsunternehmen und das Zeitungsblatt. Keines von beiden kann Objekt einer Ehrenkränkung sein. Das Zeitungsunternehmen ist eine juristische Person, aber — um auf die ältere Terminologie, die als irreführend mit Recht verlassen wurde, zurückzugreifen — wenigstens in Beziehung auf die Ehre offenbar keine »moralische Person«; welche juristischen Personen nämlich in Beziehung auf die Ehre Rechtssubjektivität besitzen, darüber läßt das Strafgesetz gar keinen Zweifel: es sind dies — nach § 492 — Familien, öffentliche Behörden und gesetzlich anerkannte Körperschaften und insbesondere — nach § 495 — die Häuser des Reichsrates, die Landtage, die Armee und die Flotte oder selbständige Abteilungen dieser beiden. Aber das Zeitungsunternehmen hat nach österreichischem Recht so wenig wie etwa eine Aktiengesellschaft Ehre, und wer sich nicht präziser und unter Anführung bestimmter Gesinnungen und Handlungen äußern mag, kann das ‚Neue Wiener Journal' ein Dreckblatt und die Südbahn eine Saugesellschaft nennen. Und wäre es denn, ganz abgesehen vom Gesetz, nicht ein Hohn auf alle

Ic 163-838

Logik, dem Zeitungsunternehmen etwa deshalb Ehre zuzuschreiben, weil es, wie unsere Journaljuristen behaupten, ein aus Menschen, nämlich Redakteuren, die jeder für sich und als redaktionelles Ganzes so etwas wie eine Ehre haben, bestehender Organismus sei? Es ist ja unwahr, daß die Begriffe Zeitungsunternehmen und Redaktion sich decken, und man kann vom Gesinnungswechsel einer Zeitung sprechen, ohne auch nur einen einzigen Redakteur des Gesinnungswechsels zu bezichtigen, weil das Blatt einfach verkauft und die Redaktion gewechselt wurde. Der Oberste Gerichtshof hat es, vom Standpunkt des Gesetzes und der Logik, mit Recht als »offenliegend« bezeichnet, daß ein Zeitungsunternehmen keine Ehre hat. Ebensowenig kann aber an einem Zeitungsblatt, einer für jedermann käuflichen Ware, eine Ehrenbeleidigung begangen werden. Der Erzeuger einer Ware, so erklärt der Oberste Gerichtshof, muß »eine Beleidigung seines Produktes, insofern dieser Angriff eine Beziehung auf seine eigene Person nicht erkennen läßt, ruhig hinnehmen«: Die Brauerei kann nicht zu Gericht gehen, wenn ein unwirscher Wirtshausgast das Bier als ein »Gesöff« bezeichnet, wohl aber kann der Weinhändler klagen, dessen Wein ein »Pantsch« genannt wird. So werden sich desgleichen die Zeitungen zufrieden geben müssen, statt für eine nebulose, höchstens für die zumeist auch nicht sehr klare Ehre ihrer, bestimmter unehrenhafter Handlungen oder verächtlicher Gesinnungen beschuldigten Herausgeber und Redakteure einzutreten. Beschimpfungen sind sicherlich — selbst wenn die Zusammenstellung der Beschimpfung und der tätlichen Mißhandlung im § 496 St.-G. nicht deutlich bewiese, daß sie nur physischen Personen gegenüber ein Vergehen bilden — nicht das Ärgste, und wenn unsere Zeitungen wirklich noch ein Ansehen verlieren könnten, so wäre es durch nichts weniger als durch Kraftworte bedroht.

Ic 103.838

Unsere freisinnige Presse hat — wir wollen ihr Ansehen sogleich durch einige Kraftworte bedrohen — gegenüber dem Urteil des Obersten Gerichtshofes Dummheit, Verlogenheit und Frechheit gleichmäßig bewährt. Führerin im Chorus der Preßstimmen war diesmal die ‚Arbeiter-Zeitung', die den Ruhm hat, daß sie als erste das Urteil nicht verstand, und die Genugtuung, daß es später auch alle anderen liberalen Blätter mißverstanden. »Der Oberste Gerichtshof«, so schrieb die ‚Arbeiter-Zeitung' am 25. März, »verwechselt das Zeitungsblatt mit der Zeitung«; hingegen versichert die ‚Neue Freie Presse' am 28. März: »Der Oberste Gerichtshof nennt die Zeitung nacheinander ein Unternehmen und eine Ware. Beides gleichzeitig kann sie nun gewiß nicht sein.« Und als die ‚Arbeiter-Zeitung' am 29. März, da ihr das Urteil im Wortlaut vorlag, erkennen mußte, daß der Oberste Gerichtshof Zeitung und Zeitungsblatt nicht verwechselt, sondern just auf Grundlage der Unterscheidung zwischen beiden argumentiert hatte, behauptete sie, durch die Worte, »daß ein Zeitungsunternehmen nicht unter die Kategorie der in Bezug auf die Ehre Rechtssubjektivität genießenden juristischen Personen gehört«, sage der Oberste Gerichtshof: »einem Zeitungsunternehmen könne die Qualität einer ‚juristischen Person' nicht zugebilligt werden«. Kann man sich wundern, daß die freisinnige Journalistik über ein Urteil herfiel, das sie nicht begriffen hatte? Wahrheitsgemäß hätte die ‚Arbeiter-Zeitung' freilich eingestehen müssen, daß sie, deren Polemik gegen andere Blätter von gröblichen Beschimpfungen strotzt, alles Interesse daran hat, ungestraft etwa die ‚Deutsche Zeitung' tagtäglich »das dümmste Blatt von Wien« nennen zu dürfen, und daß sie mit gutem Grund, weil sie die Widerklagen fürchten müßte, noch niemals wegen einer der zahlreichen Beschimpfungen, die ihr selbst entgegengeschleudert wurden, geklagt hat, noch jemals klagen wird. Wahrheitsgemäß hätte die ‚Neue

Freie Presse' bekennen müssen, daß ihr ein Urteil herzlich gleichgiltig ist, das ihr das Klagerecht wegen Beschimpfungen bestreitet, aber das niemals ausgeübte Klagerecht wegen der Vorwürfe der Feilheit, der Pauschalienannahme, der Erpressung von Zahlungen für den Abdruck von Kaiserworten u. s. w. ausdrücklich zuerkennt. Wer zweifelt daran, daß ein mit der Totschweigetaktik operierendes Blatt, welches sich nur einzugestehen schämt, daß es in keinem Fall klagen will, innerlich aufjubeln würde, wenn es zur Beschönigung der Schmach auf einen Ausspruch des höchsten Gerichtshofes hinweisen könnte, der ihm auch im Falle der augenscheinlich auf die Personen der Schriftleitung gemünzten Beleidigung die Klagelegitimation abspräche? Die Entrüstung über das oberstgerichtliche Urteil ist die heuchlerischeste und verlogenste, zu der sich die Presse ohne Bezahlung je aufgeschwungen hat. Und noch frecher ist die Verlogenheit, mit der Polemiken gegen den Obersten Gerichtshof, aus denen das völlige Unverständnis einer juristischen Argumentation sprach, Juristen und sogar — von der ‚Neuen Freien Presse' — einem »angesehenen Richter« zugeschrieben wurden. Am 29. März schrieb »ein Jurist« der ‚Neuen Freien Presse', was tags zuvor — der Gerichtssaalreporter des ‚Extrablatt' zum Urteil des Obersten Gerichtshofes hinzugefügt hatte: daß gegen das Geistesprodukt von Journalisten, die Zeitung, ebensogut eine Ehrenbeleidigung verübt werden könne, wie gegen das Geistesprodukt des Richters, das Urteil. Das Urteil des Berufenen wird in eine Linie mit der feilen Meinung schmieriger Taglöhner des Geistes gestellt, von denen ein salopper Sprachgebrauch weiß, daß sie gleichfalls »Urteile« abgeben und alle Tage mit einem majestätischen »Wir«, welches Jener, in dessen Namen die gerichtlichen Urteile verkündet werden, nur bei den feierlichsten Anlässen als Repräsentant der höchsten Gewalt gebraucht. Wie aber hat gar der Rechtsverständige, der am

29. März im ‚Fremdenblatt' zu Worte kam, den Beweis geführt, daß ein Zeitungsunternehmen wegen Beschimpfungen klagen könne? Im Begriff des verantwortlichen Redakteurs liege es, daß »der Schimpf, der der Zeitung zugefügt wird, unmittelbar auch diesen treffen muß«. Wird also die Zeitung beleidigt, so hätte sich künftig der verantwortliche Redakteur beleidigt zu fühlen; während er es doch bekanntlich bisher immer nur als seine Aufgabe betrachtet hat, wenn ~~in der~~ Zeitung jemand ~~wurde~~ beleidigt dem Beleidiger das Einstehen für seine Tat zu ersparen und selbst die Beleidigung nicht gelesen, die »pflichtgemäße Obsorge vernachlässigt« zu haben. Der Hinweis des ‚Fremdenblatt'-Juristen auf den »verantwortlichen Redakteur« ist wohl eine der frechsten Provokationen der Öffentlichkeit, die sich die Journaille in diesen Tagen erlaubt hat. Es ist notorisch, daß kein Blatt in Österreich — außer der ‚Fackel'— für eine Ehrenbeleidigung, die es begeht, ernstlich zur Verantwortung gezogen werden kann, und man weiß, daß selbst politische Revuen, die sich »unabhängig« ~~nennen~~ lassen, einen Setzer oder Administrationsdiener als die für den Inhalt verantwortliche Persönlichkeit namhaft machen. Unsere Untersuchungspraxis sanktioniert die Ungeheuerlichkeit, daß die vom Beleidigten als Zeugen geführten Redaktionsgenossen des Beleidigers sich mit Berufung auf den Schimpf- und Schaden-Paragraphen der Aussage entschlagen. Die ‚Arbeiter-Zeitung', die am lautesten schreit, hat sich neulich nicht geschämt, jeden einzelnen ihrer Mitarbeiter, die vor dem Untersuchungsrichter über den Urheber der Beleidigung eines Parteigegners auszusagen hatten, durch dies elende Schlupfloch entkommen zu lassen, und um selbst der Strafe für »Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge« zu entgehen, leistete sie in einem andern Falle in herzzereißender Demut öffentliche Abbitte. Es ist eine Dreistigkeit sondergleichen, auf der

Basis der heutigen Preßgesetzgebung von einem Rechtssubjekte der Zeitung sprechen zu wollen, das sich doch, wo es eine Verantwortung tragen soll, noch nie zum Worte gemeldet hat. Ich will gar nicht davon sprechen, wie aufreizend das plötzliche Persönlichkeitsgefühl von Druckerschwärzern wirkt, deren suggestive Täuscherkraft gerade auf der vorgemachten Unpersönlichkeit eines zu Gläubigen sprechenden Orakels beruht, deren ganzer imponierender Zauber von der nicht nur gefahrlosen, sondern auch mystisch geheimnisvollen Anonymität bestritten wird, und die dank jenem allen Einwänden entgegengehaltenen »Wir« die Gehirne hundertmal dichter zu umnebeln verstanden haben, als die Pfaffen aller Religionen. Der Hinweis auf den »verantwortlichen Redakteur« führt das Geschrei schon von selbst ad absurdum. Gerade seine Existenz macht es klar, welche Ungerechtigkeit darin läge, im Falle der Beschimpfung einer Zeitung den Privatmann verantwortlich zu machen — es sei denn, daß man für diesen eigens ein schmerzloses Analogon zur »Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge« schüfe.

Ist es denn aber, um auf den impertinenten Vergleich zwischen Zeitungen und Urteilen zurückzukommen, wirklich ausgemacht, daß gerichtliche Urteile in Österreich nicht in beleidigender Weise kritisiert werden dürfen? Die freisinnige Journalistik ist davon überzeugt. Doch wie konnte dann alles, was sie über das Preßurteil des Obersten Gerichtshofs geschrieben hat, dem Auge des Staatsanwalts entgehen? Daß die ‚Arbeiter-Zeitung' das Urteil »falsch und ungerecht«, »grotesk« und ein »trauriges Beispiel von dem Niedergang der intellektuellen Kraft unseres höchsten Gerichtes« nannte, war noch milde. Und daß die ‚Neue Freie Presse', die soundso oft die christlichsozialen Angriffe auf den Verwaltungsgerichtshof als das schlimmste Symptom der

Kulturverwilderung verdammt*) hat, die Begründung des oberstgerichtlichen Urteils bloß als »unglaublich« und als eine, »die das größte Befremden hervorrufen und zur schärfsten Kritik Anlaß geben müsse«, bezeichnet und von einem »dummen oder parteiischen« Urteil nur anspielungsweise gesprochen hat, ist abermals ein Beweis ihrer Vornehmheit. Das ‚Extrablatt', das Organ für Raubmörder und solche, die es werden wollen, meinte, man könne, wenn im Falle der Beleidigung einer Zeitung sich bloß das Papier getroffen fühlen dürfe, getrost auch das Papier, auf dem die Urteile des Obersten Gerichtshofes geschrieben stehen, beleidigen. Aber alles bisher erreichte Maß von Frechheit ward vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' überschritten, das in seiner Abendausgabe vom 28. März wörtlich schrieb: »Unumstößlich ist nur das Eine, daß die Herren Hofräte ihre Kompetenz weit überschritten haben. Sie sind um ihre Entscheidung in einem bestimmten Falle angegangen worden, und nicht um die allgemeine Feststellung der Ehrbegriffe in Beziehung auf die Presse. Danach hat sie Niemand gefragt, und dafür haben sie von Niemanden ein Mandat erhalten.« . . . Dem Staatsanwalt scheint angesichts eines so ungewöhnlichen Erfrechens der Rotstift entfallen zu sein. Oder bedeutet seine Untätigkeit, daß ebenso wie die Zeitungen — wenn's auch der Oberste Gerichtshof leider nicht ausdrücklich gesagt hat — zu tief stehen, um beleidigt zu werden, der Oberste Gerichtshof zu hoch steht, um sich durch eine Zeitung beleidigt zu fühlen? Wie dem immer sei, die Entscheidung des höchsten Gerichtes ist schon wegen des beispielgebenden Mutes, den sie

*) Man erinnert sich des Gezeters, das sich damals erhob. Und als kurz nach dem christlichsozialen Aufstand gegen den Verwaltungsgerichtshof der Professor des deutschen Rechts, Hofrat Siegl starb, klagte die ‚Neue Freie Presse', der vornehme Jurist sei angesichts der Respektlosigkeit, die er erleben mußte, an gebrochenem Herzen gestorben!

J-9

gegen die einzig fühlbare Macht, gegen die wahren Verweser dieses Staates beweist, von weittragender Bedeutung. Als »reaktionär« mag sich getrost schelten lassen, was die Kultur unserer Tage besser fördert als der von den Phrasenmäulern der Parteien gepriesene Fortschritt.

WIE DAS GLÜCK EINZOG

Februar 1901

»Die Schuld (an dem Durchfall) trifft die Regie, die jede Stimme wie geflissentlich vermied und einem schon durch das träge, holperige, tausendmal stockende Tempo immer wieder erinnert, daß das ja alles nur Komödie und Spiel, nicht Leben ist.«

8. Jänner 1893.

»Ganz jämmerlich war wieder die Regie. — — Diese Regie glaubt ihre Aufgabe getan, wenn ein Paar Stühle aufgestellt und die nächsten Kulissen herabgeschoben sind. Das ist freilich bequem, und solange das Publikum töricht genug ist, es sich gefallen zu lassen, hat sie ja auch ganz recht.«

15. Jänner 1893.

»Frl. Hell spielte mit den ältesten Mätzchen, in den falschesten Tönen, wie man in der letzten Provinz die Medea oder die Iphigenie spielt, ganz unzulänglich, hohl und leer, ein weiblicher Kutschera. Die Rolle schreit nach der Sandrock. Und wenn schon die Ästhetik des Herrn Bukovics den Ruf nicht hört, seine Kasse wenigstens sollte ihn hören.«

24. Februar 1893.

»Aber ein solches Stück jetzt spielen, das ist wieder einmal eines von den tiefen, dunklen Rätseln, deren Geheimnis allein diese unerforschliche Direktion des Volkstheaters hat. Die Direktion ist unerforschlich. Schlichter Verstand kann sie gar nicht begreifen. Sie muß ihm ganz ohne Sinn und ratlos scheinen. Es sind jetzt drei Stücke da, an denen eine ernste Bühne nicht vorbei kann; alle drei sind, jedes aus einem andern Grunde, ausgeschlossen von der Burg (»Heimat«, »Gläubiger«, »Talisman«). Das Volkstheater hat ohnedies immer das Glück. Aber es denkt nicht daran, es zu nützen. Es ist das reine Asyl für invalide Dichtungen und Dichter. Am liebsten gibt die Direktion Stücke, die schon die Probe bestanden haben, daß sie gewiß durchfallen. Ist das in einem Falle nicht ganz sicher, so läßt sie sie behutsam liegen, bis ihre Zeit, wo sie etwa wirken konnten, vorüber ist. Steht zu befürchten, daß auch dann schauspielerische Kraft sie dennoch retten könnte, so gibt sie die ersten Rollen an Herrn Kutschera und Frl. Hell.«

26. Februar 1893.

»Das Stück (›Stahl und Stein‹) wurde unbekümmert und liederlich verschleudert; es soll ja wohl auch nur ein Füllsel sein zwischen L'Arronge und Kadelburg . . . . Wenn die Direktion oder die Regie oder das Sekretariat oder wer sonst dort eigentlich die künstlerische Leitung hat, endlich begreifen lernte, daß Herr Kutschera zum Helden und Liebhaber, weil ihm Schwung, Leidenschaft und Anmut fehlen, auf keine Weise taugt . . . Aber die Direktion kennt solche Erwägungen nicht und oft möchte es fast scheinen, als ob hier die Rollen gar nicht verteilt, sondern einfach ausgeknobelt würden.« 4. April 1893.

»Es klappte besser als es in diesem Theater der Stockungen sonst üblich ist. Man merkt doch die Nähe des 27. April, da sich der Verein des Volkstheaters versammeln und über die Zukunft des Direktors entscheiden soll. Da ist nun auf einmal große Angst und gewaltsam soll nun rasch bewiesen werden, daß es doch ein bisweilen auch ›literarisches‹ Theater ist. Volksstücke werden mit der Laterne gesucht; Rosmersholm, von dem zwei Jahre nicht die Rede war, taucht wieder auf und weil man um jeden Preis für dieses Potemkinsche Repertoire eine ›Sensation‹ haben wollte, wurde dieses Stück (›Dämmerung‹ von Elbogen) gespielt, von dem man doch vielleicht einmal länger als die drei Stunden des Spieles spricht. So viel Eifer, fast drei Wochen lang, muß doch die Aktionäre rühren und hoffentlich winkt die ›Viktoria‹ dem Direktor, die in jedem Stücke immer die gleiche, immer von dem gleichen Ofen, immer den gleichen Lorbeer nach der breiten Loge schwingt, wo er lächelnd glänzt.« 23. April 1893.

»Der schönen Dame (Frau Ellmenreich) mag es peinlich sein, solche Dinge zu hören und mir muß es peinlich sein, solche Dinge zu sagen. Wir können uns beide bei dem Direktor bedanken, der, ein wunderlicher Intriguant gegen seinen eigenen Vorteil, sich an diesen Schwänken vergnügt. — — — — Solche Quartette falscher Töne, mit verstellter Stimme, zwischen den Zähnen, durch die Nase, vom Gaumen, aus allen Gegenden des Leibes, wie heute der Herren Weisse, Löwe, Kutschera und Meixner, daß man sich unter deklamierenden Primanern glaubte, wären dann nicht möglich. Es fehlt überhaupt an der Führung: man hat jetzt zwar für das Drama gleich zwei Regisseure, man hat aber leider noch immer keine Regie. 24. September 1893.

»Merkwürdig: Die guten Stücke werden im Volkstheater doch immer elend gespielt.« 8. Oktober 1893.

»Schrecklich ist nur stets, wenn es hier eine ‚Gesellschaft' gibt, einen Ball oder eine Soiree. Dann stolpern immer, in schlotterichten Fräcken, phantastischen Hosen, fraglichen Hemden verdächtige Herren herum, die ihre Eleganz sonst offenbar doch nur beim Greisler üben.« 29. November 1893.

»In der Loge das mondlich milde Schmeergesicht der Direktion . . .«
10. Dezember 1893.

»Was kann denn Herr Kadelburg eigentlich, wenn er jetzt nicht einmal mehr Möbel rücken kann?« ‚Zeit', 6. Oktober 1894.

». . . Man läßt heute Entrees nicht mehr am Kasten vorne singen, eine Strophe links, die andere rechts und immer zum Hörer hin — — — Man stellt heute nicht mehr die Leute in einer Geraden vorne auf, einen neben den anderen, alle en face, wie Soldaten zur Parade. — — — So hat man vor dreißig Jahren gespielt; so darf man heute nicht mehr spielen.«
17. November 1894.

»Weiß man im Deutschen Volkstheater nicht, daß die Sonne anders als der Mond scheint? Und weiß man dort nicht, daß eine Lampe anders als die Sonne scheint? Im zweiten Akt ist erst Tag, dann dunkelt es, dann wird eine Lampe gebracht. Im Volkstheater ist das ungeheuer einfach. Wenn es dunkelt, dreht man ab, und wenn die Lampe kommt, dreht man wieder auf. — — — Das ist die Regie des Herrn Bucovics.«*)
22. Dezember 1894.

»— — Sonst ist vorderhand von der gepriesenen Regie des Herrn Retty nichts zu melden. Herr Kadelburg mag ruhig sein.«
23. Februar 1895.

»Nichts wollte klappen, nichts hatte Stimmung, nichts kam ordentlich heraus und im Wirrwarr einer törichten Regie wurde die beste Laune verloren.«
2. März 1895.

»— — — Das ist die berühmte Regie des Herrn Retty. Herr Kadelburg konnte sich an der Kritik nicht furchtbarer rächen.«
9. März 1895.

»Unklar bleibt an diesem Theater nur, warum, wenn fünf oder sechs Personen auf der Bühne sind, sie hier prinzipiell stets in einer Geraden, dicht am Souffleur, wie zur Parade stehen müssen. Es sieht aus, wie von einem Feldwebel inszeniert.«
25. Mai 1895.

»Es scheint, das alte Glück, daß eine Zeit schmollen wollte, zieht wieder im Volkstheater ein.«
30. November 1895.

»Auch darf nicht verschwiegen werden, daß eine so kluge, dem Geheimsten des Dichters nachsinnende Regie im Volkstheater schon lange nicht gewaltet hat.«
26. Dezember 1896.

*) Herr Bahr hat damals den Namen des Herrn Bucovics noch nicht schreiben können.

»Jede Nuance hat eine kluge Regie mit zärtlichen Fingern aufgehoben.« 6. Februar 1897.

»— — — Doch sollen der Eifer und die Mühe seiner (Kadelburgs) Regie nicht verkannt werden.« 13. März 1897.

»Der Regisseur ist dem Autor nichts schuldig geblieben, es ist jedes Bild ein kleines Wunder an Geschmack und Präzision.« 24. September 1898.

»Mit Freude, mit Stolz kann die Direktion zurückblicken. Man darf wohl sagen: es gibt kaum ein deutsches Theater, in dem eifriger, strenger und künstlerischer gearbeitet worden ist. Ja noch mehr: es gibt kaum ein deutsches Theater, das mit einer solchen Energie jeden Gewinn festzuhalten, jeden Verlust sogleich zu ersetzen, jede Gefahr zu verwinden und von Jahr zu Jahr, fast von Woche zu Woche sein Niveau zu heben verstanden hat, sich niemals bei einem Erfolge beruhigend, niemals ablassend, immer mit neuer Leidenschaft um neue Ziele bemüht — — — Und nun ist es ein Vergnügen zu sehen, wie die Führung eine immer kühnere, immer freiere wird, sich nicht beirren läßt und das Publikum zwingt, ihr nahzukommen.« 16. September 1899.

Herr Bahr hat als Zeuge angegeben, er urteile jetzt anders als früher, weil er Direktor, Regisseur und Schauspieler jetzt »an der Arbeit sehen« könne. Mehr habe ich selbst nie behauptet. Herr Bahr war zuerst bloß Kritiker und ist dann auch Volkstheater-Autor geworden.

»Was ich ausschied, brachte ich gleichsam verstohlen, heimlich beiseite und mußte schon fest überzeugt sein: Den kleinen Raub wird man aber nicht merken.« Kürnberger, »Siegelringe«.

›Was die Künstler immer zuerst und mit Leidenschaft verhandeln, ist das Thema von der bestechlichen Kritik.‹ — Bahr, Studien zur Kritik der Moderne‹, 1894.

›Er wußte mit einer strebsamen und sehr verwendbaren Naivetät langsam seinen kleinen, aber sicheren Weg in die Presse zu nehmen. — Er wuchs an Haltung, förderte seinen Namen und stieg, bis man ihm zuletzt sogar das kritische Amt anvertraute. Er rezensiert seit einem Jahre jetzt das Deutsche Volkstheater, das denn auch heute seine ›Sintflut‹ brachte.‹

Bahr, ‚Deutsche Zeitung', 8. Okt. 1893.
Besprechung der ›Sintflut‹ von Brociner.

Die Fackel

Nr. 90 WIEN, ~~ENDE~~ DECEMBER 1901 III. JAHR

Der Selbstmord des Hofrathes v. Holzinger bedeutet für die Wiener Presse ein grosses Unglück. Er geschah um ½1 Uhr nachts, durch die dicken Mauern des grauen Hauses ward die Detonation des Schusses nicht vernehmbar, und bis zu dem mit Erscheinen des ‚Illustrierten Wiener Extrablatt' eintretenden Grauen des Tages hatte kein Mensch in der Umgegend auch nur eine Ahnung der unseligen That. Wenn etwas für die vollkommene Wurstigkeit, mit der die Selbstmörder dem Leben gegenüberstehen, bezeichnend ist, so mag es die Thatsache sein, dass ihnen selbst an der Wiener Presse nichts mehr gelegen ist. Sie, der bedeutende Persönlichkeiten durch langsames Altern in ~~coulanter~~ Weise die Vorbereitung des Nekrologs erleichtern, muss es doppelt schmerzlich empfinden, dass es eine Möglichkeit gibt, durch freien Entschluss seinem Leben plötzlich ein Ende zu machen, und erschüttert steht sie am Grabe des Vicepräsidenten unseres Landesgerichts, der »noch am Tag vor seinem Tode in seinem Wesen nicht die geringste Veränderung zur Schau trug«. »Gestern noch hat er mich aus seinem Bureau hinausgeworfen, und heute ist er todt!« ~~klagt~~ mancher Gerichtsreporter an der Bahre eines Richters, der seine sprichwörtliche Härte, seinen Mangel an Connivenz gegenüber der Presse ~~im Leben und~~ im Sterben bethätigte. Wenn sie sich nicht auf die ~~Reclamegier einiger Zierden des Barreaus~~ von schlechtem Ruf verlassen könnten, wo bekämen die Zeitungen in der Eile einen guten Nachruf?

Und wie erschwert man, Wenn man sich um 1 Uhr nachts und just in einem Bureau des Landesgerichts erschiesst, wackeren Zeilenschindern die segensreiche Arbeit des »Recherchierens« 1 Andere Criminalisten von Ansehen, z. B. Herr Stukart, würden bei eintretender Lebensmüdigkeit die Presse verständigt haben. Ereignissen, wie dem Tode des Hofraths v Holzinger, gegenüber ist der Specialzeichner des ‚Extrablatt' rein auf sich selbst angewiesen und die Localreporter aller Blätter stehen vor einem Problem: Wie hat man sich die »Letzten Stunden« vorzustellen, was soll man den Lesern unter dieser beim Hingang namhafter Persönlichkeiten unentbehrlichen Spitzmarke bieten?

Nun, die Palme der Informiertheit hat diesmal das ‚Neue Wiener Tagblatt' davongetragen. Es hat einen Augenzeugen für den Selbstmord Holzingers gefunden und ist in der Lage, uns mit minutiöser Genauigkeit zu berichten, was sich zwischen ½1 und 1 Uhr in der Nacht vom Sonntag auf den Montag im Wiener Landesgericht begeben hat. Man höre nur die folgende Schilderung:

»Hofrath Ritter v. Holzinger soupierte Sonntag abends im Gasthause und verbrachte dann die Zeit bis um Mitternacht in einem Mariahilfer Kaffeehause. Nach ½1 Uhr fuhr er beim Hauptthor in der Landesgerichtsstrasse vor. Er klopfte an die kleine Einlasspforte, worauf der wachhabende Justizsoldat öffnete und den ihm bekannten Functionär eintreten liess. Der Hofrath schenkte ihm eine Virginiacigarre und schritt die halbdunkle Treppe zum zweiten Stock empor. Auf dem langen, einsamen Corridor brannten nur zwei Lampen. In den Präsidialbureaux, die am Ende des Ganges liegen, war es finster. Der Hofrath öffnete die Glasthür des Vorraumes nnd schloss sie hinter sich wieder ab; dann trat er, ein Wachshölzchen anbrennend, in das Kanzleizimmer, von dem man erst in sein Bureau gelangt. Dort zündete er eine Kerze, die auf seinem Schreibtische stand, an, legte Rock und Hut ab und setzte sich an den Schreibtisch. Auf diesem lag eine Reihe von Actenstücken und Bogen, die der Präsidialdiener Sonntags auf den

Tisch gelegt, damit sie der Hofrath unterschreibe. Hofrath v. Holzinger setzte auf alle diese Stücke seine Unterschrift. Hierauf entnahm der Hofrath seinem Schreibtisch den Revolver, eine alte Waffe von 9 Millimeter Caliber, die geladen im Schubfache lag. Er schrieb nun mit fester Hand die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier und setzte seine Unterschrift in grosser Schrift und mit allen Schnörkeln darunter. Dann nahm er den Zwicker ab, wie er zu thun pflegte, wenn er zu schreiben aufhörte, und legte ihn mitten auf den Tisch. Hierauf gab er einen Probeschuss ab, den er gegen den Fussteppich unter seinem Schreibtisch richtete, um zu prüfen, ob der Revolver nicht versage. Als er sah, dass die Waffe functioniere, verlöschte er das Licht, lehnte sich in seinen Sessel zurück, legte den Revolver an die rechte Schläfe und drückte los.«

»Die Schüsse hat niemand vernommen«, heisst es weiter. Niemand, natürlich ausser dem Specialberichterstatter des ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Seine Schilderung lässt die ganze ~~Grausamkeit~~ des modernen Presswesens erkennen. Um seinem Blatte eine Sensation zu sichern, hat der Reporter ruhig mitangesehen, wie Holzinger alle Vorbereitungen zu der Unglücksthat traf. Er sah ihn zu ungewöhnlicher Stunde die Räume seines Bureau betreten und schwieg. Er sah ihn ein Wachshölzchen anbrennen und schwieg. Er sah ihn den Revolver seinem Schreibtisch entnehmen, die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier schreiben, seine Unterschrift mit allen Schnörkeln darunter setzen, sah ihn den Zwicker abnehmen, und schwieg. Er hörte den Hofrath einen Probeschuss abgeben, und machte nicht den Versuch, den Unseligen an seinem Vorhaben zu hindern. Ein Menschenleben für einen Originalbericht! Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, dass Hofrath v. Holzinger sich den Revolver des ‚Neuen Wiener Tagblatt' — eine alte Waffe von 9 Millimeter Caliber — ausgeborgt und dass man ihm ein bewährtes Mitglied der Redaction zum Zwecke des Ladens und Spannens ~~(siehe »Probeschuss«)~~ mitgegeben hatte. Anders ist die unheimliche

Mitwisserschaft des ‚Neuen Wiener Tagblatt' nicht zu erklären. Wenn man nicht an einen Doppelselbstmord, bei dem der Reporter feige ausgekniffen wäre, denken will, lässt sich nur sträfliche Verleitung oder mindestens Duldung der That annehmen.

Beinahe wäre die Entdeckung solchen Thatbestandes erfreulicher als der Gedanke, dass ein Leserpublicum beschränkt genug ist, die läppische dreiste Construction aller Möglichkeiten, die sich in versperrtem Raume begeben können, als »Wohlinformiertheit« zu bewundern, und dass ein verkommener Geschmack die Befriedigung seichter Thatsachengier mit Hilfe der plumpsten Erfindungen zulässt. Jeder Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt' könnte sich immerhin vorstellen, dass Herr v. Holzinger, um in sein Bureau zu gelangen, die Glasthüre des Vorraumes geöffnet und, da er im Finstern weder schreiben noch die Waffe finden konnte, Licht angezündet haben muss. Aber das ‚Neue Wiener Tagblatt' ist »in der Lage«, dies alles noch extra »mitzutheilen« und um die Aufzählung etlicher gleichgiltigen Verrichtungen, die einem Selbstmord vorhergehen könnten, zu vermehren: Das verblüfft und trägt das Lob besonderer Fixigkeit und Findigkeit ein. Welch ein Tiefpunkt öffentlichen Ungeschmacks, wenn ihm die Thatsache, dass einer sich irgendwo um soundsoviel Uhr erschossen hat, nicht »interessant« genug scheint und die ihm dienstbare Publicistik sich verpflichtet fühlt, die Geheimnisse des einsamen Sterbens zu ergründen! . . . Mögen indes noch die letzten Stunden eines Selbstmörders dem Neuigkeitsdrange geopfert werden, mit dem Leben endet selbst das Wissen eines Wiener Localredacteurs. Allwissend und allgegenwärtig im Thatsachenraum ist jene Macht, die sich als irdische Vorsehung über den Gläubigen aller Zonen etabliert hat. Aber über den Moment hinaus, da ein Selbstmörder losdrückte, vermag auch der gewandteste Rechercheur

nicht Auskunft zu geben. ~~Laut hallt die Klage: Rasch tritt der Reporter den Menschen an; und sicherlich vermag der Zeichner des ‚Extrablatt‘ die Züge Holzingers besser zu entstellen als der Tod. Aber~~ noch gibt es keine Specialberichterstatter des Jenseits und keine metaphysischen Schmöcke.

* * *

»Die Geschichte der Strassenbahnen kann in zwei Worten erzählt werden«; also begann der Economist seine Wochenbetrachtung am 22. December, und richtig erzählte er denn auch in zwei Spalten eine Geschichte von den Strassenbahnen. Man kann Herrn Benedikt wahrhaftig nicht vorwerfen, dass er in den drei Jahren des Bestehens der Bau- und Betriebsgesellschaft nichts gelernt und nichts vergessen habe. Das Vergessen wenigstens hat er so gründlich besorgt, dass sich die Vermuthung, er habe vergessen wollen, unwiderstehlich aufdrängt. Herr Benedikt verschmäht als Geschichtsschreiber die Quellen, die doch in den alten Bänden der ‚Neuen Freien Presse‘ so leicht zu finden sind, und trinkt in gierigen Zügen Lethe. Er will nichts mehr von den zahllosen Artikeln wissen, die er im Jahre 1898 über den Tramwayvertrag geschrieben und in denen er haarscharf bewiesen hat, welch' schwerer Verlust der Gemeinde und wie massloser Gewinn den Actionären erwachsen müsse. Die Börse hat damals dem Economisten und den Herren Nechansky, Stern und Zifferer, die seine Argumente im Gemeinderath wiederholten, nur allzu gern geglaubt, und am Tage nach der Sitzung des Gemeinderaths, in welcher der Vertrag genehmigt wurde und der Bürgermeister die Hausse in Tramwayactien für unbegründet erklärte, meldete der Börsenbericht der ‚Neuen Freien Presse‘ (5. November 1898): »Die Beendigung der Generaldebatte im Gemeinderathe hat eine geradezu stürmische Courssteigerung der

Tramwayactien hervorgerufen; die Avance gegen die gestrige Notiz hat zeitweilig zwanzig Gulden betragen.« Vergebens hatte noch am 4. November der Economist gewarnt: »Millionen und Millionen kostet dieser Vertrag!« Vergebens hatte er Herrn Dr. Lueger zugerufen: »Der Bürgermeister hat sich nur zu fragen, wo sein Vortheil ist und wie er die Interessen der Stadt am besten wahren kann.« Herr Dr. Lueger wollte sie nicht wahren, und am 6. November schüttete der Börsenwöchner allen Hohn, dessen er fähig ist, über das Haupt des Leichtsinnigen aus: »Von der Börse hat Lueger gelebt und jetzt lebt sie von ihm« . . . »Jetzt streut er Gold aus, und die Börse bückt sich, um es aufzuklauben« . . . »jetzt steigen die Course durch ihn und um ihn« . . . »Herr Lueger schwebt in der grossen Gefahr, zum Ehrenjuden ernannt zu werden, mit Nachsicht der Beschneidung« . . . »Lueger verbrennt Millionen im Ofen, der die Börse wärmt. Er ist der Abgott der von ihm beschimpften Couponschneider geworden« . . . »Am Schranken der Börse wird der Luegermarsch gepfiffen, und die Spatzen am Dache pfeifen, dass der gewisse Jemand erbärmlich aufgesessen ist. An der Börse zu Genua steht das Standbild Cavours. Am Schottenring muss Lueger ein Monument errichtet werden«.

Das ist der Anfang der Geschichte von den Wiener Strassenbahnen. Und ihr Ende lautet in der Benedikt'schen Erzählung vom 22. December 1901: »Ein blühendes Unternehmen, wie es die alte Tramway war, ist zerstampft und zerklopft worden, und die Actionäre, die abgehetzt und ermüdet wurden, sind zum Schlusse beinahe froh, dass ihnen der Bettel von dreihundert Kronen hingeworfen wird« . . . . . »Eine zweite Tramway mit ihrem beispiellosen Hereinfall wird kaum zu finden sein« . . . . »Der eingeschüchterte Markt ist noch froh, dass er sich eines Besitzes entledigen kann, der ihm so schwere Sorgen bereitet hat«.

DIE LETZTEN STUNDEN

Dezember 1901

Der Selbstmord des Hofrates v. Holzinger bedeutet für die Wiener Presse ein großes Unglück. Er geschah um ein Uhr nachts, durch die dicken Mauern des grauen Hauses war die Detonation des Schusses nicht vernehmbar, und bis zu dem mit Erscheinen des ‚Extrablatts' eintretenden Grauen des Tages hatte kein Mensch in der Umgegend auch nur eine Ahnung von der unseligen Tat. Wenn etwas für die vollkommene Wurstigkeit, mit der die Selbstmörder dem Leben gegenüberstehen, bezeichnend ist, so mag es die Tatsache sein, daß ihnen selbst an der Wiener Presse nichts mehr gelegen ist. Sie, der bedeutende Persönlichkeiten durch langsames Altern in entgegenkommender Weise die Vorbereitung des Nekrologs erleichtern, muß es doppelt schmerzlich empfinden, daß es eine Möglichkeit gibt, durch freien Entschluß seinem Leben plötzlich ein Ende zu machen, und erschüttert steht sie am Grabe des Vizepräsidenten unseres Landesgerichts, der »noch am Tag vor seinem Tode in seinem Wesen nicht die geringste Veränderung zur Schau trug«. »Gestern noch hat er mich aus seinem Bureau hinausgeworfen, und heut' ist er tot!« mag mancher Gerichtssaalreporter an der Bahre eines Richters klagen, der seine sprichwörtliche Härte, seinen Mangel an Konnivenz gegenüber der Presse nun auch noch im Sterben betätigt hat. Wenn sie sich nicht auf die Hilfe der Advokaten von schlechtem Ruf verlassen könnten,

wo bekämen die Zeitungen in der Eile einen guten Nachruf? Denn wenn man sich um ein Uhr nachts und just in einem Bureau des Landesgerichts erschießt, macht man ihnen die segensreiche Arbeit des »Recherchierens« allzu schwer. Andere Kriminalisten von Ansehen, z. B. der Chef des Sicherheitsbureaus, würden bei eintretender Lebensmüdigkeit die Presse verständigen. Ereignissen, wie dem Tode des Hofrats v. Holzinger, gegenüber ist zwar der Spezialzeichner des ‚Extrablatts' nicht in Verlegenheit, aber die Lokalreporter stehen vor einem Problem. Wie hat man sich die »Letzten Stunden« vorzustellen, was soll man den Lesern unter dieser beim Hingang namhafter Persönlichkeiten unentbehrlichen Spitzmarke bieten?

Nur das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat diesmal in Ehren bestanden. Es hat einen Augenzeugen für den Selbstmord Holzingers gefunden und ist in der Lage, uns mit minutiöser Genauigkeit zu berichten, was sich nachts zwischen halb eins und eins im Wiener Landesgericht begeben hat. Man höre nur die folgende Schilderung: »Hofrat Ritter v. Holzinger soupierte abends im Gasthause und verbrachte dann die Zeit bis um Mitternacht in einem Mariahilfer Kaffeehause. Nach 1/21 Uhr fuhr er beim Haupttor in der Landesgerichtsstraße vor. Er klopfte an die kleine Einlaßpforte, worauf der wachhabende Justizsoldat öffnete und den ihm bekannten Funktionär eintreten ließ. Der Hofrat schenkte ihm eine Virginiazigarre und schritt die halbdunkle Treppe zum zweiten Stock empor. Auf dem langen einsamen Korridor brannten nur zwei Lampen. In den Präsidialbureaux, die am Ende des Ganges liegen, war es finster. Der Hofrat öffnete die Glastür des Vorraumes und schloß sie hinter sich wieder ab; dann trat er, ein Wachshölzchen anbrennend, in ein Kanzleizimmer, von dem man erst in sein Bureau gelangt. Dort zündete er eine Kerze, die auf seinem Schreibtische stand, an, legte Rock

und Hut ab und setzte sich an den Schreibtisch. Auf diesem lag eine Reihe von Aktenstücken und Bogen. Hofrat v. Holzinger setzte auf alle diese Stücke seine Unterschrift. Hierauf entnahm der Hofrat seinem Schreibtisch den Revolver, eine alte Waffe von 9 Millimeter Kaliber, die geladen im Schubfache lag. Er schrieb nun mit fester Hand die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier und setzte seine Unterschrift in großer Schrift und mit allen Schnörkeln darunter. Dann nahm er den Zwicker ab, wie er zu tun pflegte, wenn er zu schreiben aufhörte, und legte ihn mitten auf den Tisch. Hierauf gab er einen Probeschuß ab, den er gegen den Fußteppich unter seinem Schreibtisch richtete, um zu prüfen, ob der Revolver nicht versage. Als er sah, daß die Waffe funktioniere, verlöschte er das Licht, lehnte sich in seinen Sessel zurück, legte den Revolver an die rechte Schläfe und drückte los.« »Die Schüsse hat niemand vernommen«, heißt es weiter. Die Anwesenden, also der Spezialberichterstatter des ‚Neuen Wiener Tagblatts', natürlich ausgenommen. Seine Schilderung läßt die ganze Kaltblütigkeit des modernen Preßbetriebs erkennen. Um seinem Blatte eine Sensation zu sichern, hat der Reporter ruhig mitangesehen, wie Holzinger alle Vorbereitungen zu der Unglückstat traf. Er sah ihn zu ungewöhnlicher Stunde die Räume seines Bureaus betreten: und schwieg. Er sah ihn ein Wachshölzchen anbrennen: und schwieg. Er sah ihn den Revolver seinem Schreibtisch entnehmen, die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier schreiben, seine Unterschrift mit allen Schnörkeln darunter setzen, sah ihn den Zwicker abnehmen: und schwieg. Er hörte ihn einen Probeschuß abgeben, und machte nicht den leisesten Versuch, den Unseligen an seinem Vorhaben zu hindern. Ein Menschenleben für einen Originalbericht! Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß Hofrat v. Holzinger sich den Revolver des ‚Neuen Wiener

Tagblatts' — eine alte Waffe von 9 Millimeter Kaliber — ausgeborgt und daß man ihm ein bewährtes Mitglied der Redaktion zum Zwecke des Ladens und Spannens mitgegeben hatte. Anders ist die unheimliche Mitwisserschaft des ‚Neuen Wiener Tagblatts' nicht zu erklären. Wenn man nicht an einen Doppelselbstmord, bei dem der Reporter feige ausgekniffen wäre, denken will, läßt sich nur sträfliche Verleitung oder mindestens Duldung der Tat annehmen.

Beinahe wäre die Entdeckung solchen Tatbestandes erfreulicher als der Gedanke, daß ein Leserpublikum beschränkt genug ist, die läppische Konstruktion aller Möglichkeiten, die sich in versperrtem Raume begeben können, als »Wohlinformiertheit« zu bewundern, und daß ein verkommener Geschmack die Befriedigung seichter Tatsachengier durch die plumpsten Erfindungen zuläßt. Selbst der älteste Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatts' könnte sich immerhin noch vorstellen, daß Herr v. Holzinger, um in sein Bureau zu gelangen, die Glastüre des Vorraumes geöffnet und, da er im Finstern weder schreiben noch die Waffe finden konnte, Licht angezündet habe. Aber das ‚Neue Wiener Tagblatt' ist »in der Lage«, dies alles noch extra »mitzuteilen« und um die Aufzählung etlicher gleichgiltiger Verrichtungen, die einem Selbstmord vorangehen könnten, zu vermehren. Das verblüfft und trägt das Lob besonderer Informiertheit ein. Welch ein Tiefpunkt öffentlichen Ungeschmacks, wenn diesem die Tatsache, daß einer sich irgendwo irgendwann erschossen hat, nicht »interessant« genug scheint und die ihm dienstbare Publizistik sich verpflichtet fühlt, die »Details« des einsamen Sterbens zu ergründen! . . . Mögen indes noch die letzten Stunden eines Selbstmörders dem Neuigkeitsdrange geopfert werden, mit dem Leben endet selbst das Wissen eines Wiener Lokalredakteurs. Allwissend und allgegenwärtig im Tatsachenraum ist jene Macht, die sich als irdische

Vorsehung über den Gläubigen aller Zonen etabliert hat. Aber über den Moment hinaus, da ein Selbstmörder losdrückte, vermag auch der gewandteste Rechercheur nicht Auskunft zu geben. Laut hallt die Klage: Rasch tritt der Reporter den Menschen an. Aber noch gibt es vorläufig keine Spezialberichterstatter des Jenseits und keine metaphysischen Schmöcke.

F 102

DIE FEDER NIEDER!

I

April 1906

Man muß einmal zeigen, eine wie bedeutende Schriftstellerin die Dame ist, die seit Jahren Europa rebellisch macht, indem sie sich mit allen Mächten auf Friedensfuß stellt. Wer den berechtigten Abscheu vor populären Büchern hat und darum der Lektüre des Romans »Die Waffen nieder!« bis heute peinlich ausgewichen ist, kann sich aus den »Briefen aus Monaco«, die die Bertha v. Suttner in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht, sehr rasch über das geistige Niveau der Dame unterrichten. Abgesehen von dem schönen Deutsch, das schon in den ersten Zeilen auffällt, springt einem bald auch die literarische Charakterisierungsgabe der berühmten Schriftstellerin in die Augen. Vor ihr sei Mathilde Serao Gast des Fürsten von Monaco gewesen. Italienerin? Aha! »Sie wurde mir als sehr lebhaft geschildert; sie verstehe es, in großem Kreise die ganze Konversation an sich zu reißen; auch ein Talent.« Von dem Direktor des Theaters in Monte Carlo, der aus Arad stammen dürfte, weiß sie zu sagen, daß er »ein merkwürdiger Typus« sei und sich für 1910 schon ein Gastspiel unserer Selma Kurz gesichert habe. »Er hat es mir selber neulich mit besonders freudiger Genugtuung mitgeteilt«, ruft sie mit nicht geringerer Genugtuung und zitiert das bedeutende Wort des Herrn Günsburg: »Wirklich, eine der schönsten Stimmen der Gegenwart!« Der Satz der Frau Suttner: »Und er erzählte mir noch so manches von seinen Taten und Siegen« bezieht sich natürlich nicht auf einen Feldherrn, sondern noch immer auf den Herrn Günsburg, dem die Dame nicht einmal zurufen muß: »Die Gagen nieder!« Der Fürst von Monaco, versichert sie, »halte auf ihn sehr große Stücke«. Sie zählt die »Sterne« des Theaters auf, denen sie beim Dejeuner begegnet ist, und berichtet, Geraldine Farrar habe »ein Engagement nach Amerika in der Tasche«. Schon würde man glauben, daß die Suttner es aufgegeben habe, die Reportage für das Welttheater zu besorgen — da liest man endlich den Namen »König Oskar II. von Schweden«. Und es folgt die Wiedergabe einer Unterhaltung, die wohl in der Geschichte der Serenissimusgeschlechter einzig dastehen dürfte. Nie sind die Hohlräume regierender Häupter transparenter dargestellt worden. Man weiß, daß Oskar II. den Abschied von Norwegen nicht verschmerzen kann. Er läßt darum den Norwegern durch Frau Bertha Suttner Grobheiten sagen, die sie aber — trotz dieser Ermächtigung fühle sie sich »nicht berufen, alle Worte des Königs zu wiederholen« — aus Rücksicht auf den skandinavischen Frieden den Lesern ~~der ‚Neuen Freien Presse'~~ verschweigt. Oskar II. reicht der Diplomatin den Arm, und die Gesellschaft schreitet durch einen Saal, dessen Mosaikboden sehr glatt ist. »‚Da muß man acht geben', sagte Oskar II., ‚daß man nicht strauchelt'. — ‚Wenn man zu zweien ist', erwiderte ich, ‚kann einem nichts geschehen'. — ‚Meinen Sie? Ach, wir waren auch zwei', fügte er seufzend hinzu, indem er wieder an Norwegen dachte, ‚und dennoch . . .'« Er kann und kanns nun einmal nicht vergessen! Bertha v. Suttner aber und der Fürst von Monaco verwickeln ihn zur Entschädigung in eine philosophische Debatte, die hier ~~aus der ‚Neuen Freien Presse'~~ zitiert sei, damit man ersehe, was für Gespräche unter erwachsenen Monarchen — Oskar II. ist 77, der Fürst von Monaco ein Fünfziger — möglich sind. »Ich will versuchen«, ruft die Unerschrockene, »einiges von der Unterhaltung wiederzugeben, die sich nun entspann«. Redende Personen: Fürst Albert, der König, Erbprinz Louis, Palastdame, Vicomtesse de Gastaldi »und ich«. »Wie schön diese Flammen! bemerkte jemand. Der König (nachdenklich): Warum findet man eigentlich

Feuer schön? Es ist doch ein so furchtbares, zerstörendes Element. Der Fürst: Es ist schön, wo es nützt und leuchtet — unschön, wo es schadet und verzehrt. Was sagen Sie? (Zu mir gewendet.)« Die Suttner (anstatt einfach das Lied von jener Glocke zu zitieren, deren erstes Geläute bekanntlich Friede ist: Wohltätig ist des Feuers Macht etc.): »Es ist schön, weil es Bewegung und Wärme hat — diese beiden sind das Leben. Freilich, wenn es tötet oder quält, dann ist's mit der Schönheit vorbei. Die Flammen des Scheiterhaufens zum Beispiel oder der Hölle . . . Der König (unterbrechend): Glauben Sie an die Hölle? Ich: Nein. Der König: Ich auch nicht. Denn ich glaube an einen Gott der Güte. Mein Glaube ist überhaupt der: Ewig ist nur das ‚Ja' — das ‚Nein' ist ein Abfall, ist ein momentanes Verdunkeln der Bejahung und wird zum Schlusse überwunden. Nur das Licht dauert. Nur alles, was gut ist, behält recht. Zu dieser glücklichen Auffassung — und mich macht sie glücklich — gelangt man durch den Glauben. Der Fürst: Andere finden ihr Glück in einer anderen Formel — in der der Wissenschaft. (Der Mann ist Tiefseeforscher ~~und Spielbankaufseher~~.) Ich: Die Wissenschaft widerspricht dem nicht, was Se. Majestät soeben sagte. Der Fürst: Gewiß nicht. Sie sagt zu den ewigen Problemen nicht nein — aber auch nicht ja . . .« Und so fort im Ton eines Forschers gedanklicher Tiefseen, bis die Hofdame Gastaldi sich zu der folgenden tatsächlichen Feststellung meldet: »Man weiß doch, was absolut gut und was absolut schlecht ist.« Darauf der Fürst schlagfertig: »Das bestreite ich«. Die Gastaldi aber läßt nicht locker: »Schlecht ist doch unbestreitbar der Diebstahl, der Mord . . .« Ich (einfallend): »Doch wie wird er glorifiziert, der Mord, wenn er nur genügend massenhaft ist . . .« Der Erbprinz Louis, offenbar der einzige vollsinnige Teilnehmer an der philosophischen Unterhaltung, sagt hier »halblaut«: »Das Steckenpferd . . .« Der Fürst aber, der für Diebe und Halsabschneider eine gewisse, dem Klima von Monte Carlo angepaßte Toleranz bekundet, beginnt in exakter Deduktion »Stehlen und Morden« als die Tat des Lebewesens zu erklären, »das sich seine Existenzbedingungen verschafft«. Die Pflanze, die der Luft ihren Stickstoff entreißt, sei eine Diebin, und das Kaninchen, das den Kohl frißt, morde den Kohl. »Wir Menschen schonen weder das Kaninchen, noch den Kohl«. Reden ihn aber häufig. Und oft so beharrlich, daß Frau v. Suttner melden ~~muß~~: »Von der Wandelbarkeit der Begriffe und Prinzipien kam man auf das Gesetz der Veränderung überhaupt — den Wechsel und das Versinken aller Dinge zu sprechen«. Und sie kann es sich nicht versagen, noch einige tiefe ~~Aussprüche~~ der hohen Herrschaften zu zitieren: »Auch die Gestirne ändern ihre Bahn, sagte der Fürst, auch Sonnen sterben. Der König aber blieb dabei: über all diesem Wechsel herrscht das unwandelbar Gute . . . Freilich, die einzelnen verlieren, die einzelnen leiden . . .« Mit einem Wort: Das Leben ist eine Spielbank? Nein, er meint nicht Monaco, sondern Norwegen. »Das habe er kürzlich an sich selber erfahren — aber das Ziel ist die Vervollkommnung«. Ist das Leben nicht vielleicht auch eine Kettenbrücke? Nein, »‚das Leben ist doch schön', sagt König Oskar mit Marquis Posa«. Und die Gastaldi erzählt sofort, »an diese Äußerung anknüpfend«, etwas Geistreiches, das der Sänger Tomagno ihrer Freundin ins Stammbuch geschrieben habe. Tomagno? So wären wir denn wieder bei Günsburg angelangt? Nein, bloß bei der »Relativität der Moralgesetze«, auf die das Gespräch »schließlich zurückkam«. Der Fürst resümierte in schlagfertiger Weise: »Es bleibt doch schwer, die Linie zu bestimmen, wo der Trieb, die Mitwesen zu verzehren, für uns verdammenswert zu werden beginnt — bei unseresgleichen, beim

Rind oder bei der gelben Rübe«. (Wen meint der Fürst mit der gelben Rübe?) Der König aber, von dem Wort »Rind« magnetisiert, über den Undank der Norweger bereits vollständig beruhigt, erhob sich und sprach: »Gleichviel — ich danke Ihnen für den vortrefflichen Rindsbraten, den Sie uns heute vorgesetzt, und muß mich jetzt verabschieden«. Bertha v. Suttner war ~~nicht nur~~ ermächtigt ~~sondern~~ fühlte sich auch berufen, diese Äußerung des Königs zu wiederholen.

II

Januar 1907

Als eine »starkgeistige« Frau wird uns ~~die Bertha v. Suttner~~ von der liberalen Presse überliefert. Selbst Ibsen soll auf sie hereingefallen sein. Ehre sei Gott in der Höhe, wenn er uns vor den starkgeistigen Frauen schützt! ~~Aber~~ wenn schon Friede den Menschen auf Erden sein soll, so werde er ihnen nicht durch ~~die dümmsten~~ Feuilletons gestört. Noch ist das Gespräch der Suttner mit dem Fürsten von Monaco nicht vergessen, da erzählt sie uns ~~schon~~ wie es in Küche und Keller der Gräfin Stephanie Lonyay zugeht. Ein Thema, dem endlich ein Feuilleton in der ‚Neuen Freien Presse' gewidmet werden mußte. Der Max Schlesinger hat nie den Ehrgeiz gehabt, dem russisch-japanischen Krieg durch eine Depesche an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Ende zu machen, hat auch nie, wiewohl er für ein ‚Salonblatt' schrieb, auf den Nobelpreis Anspruch erhoben. Aber er hat dafür die Fürstlichkeiten geschickter ausgefratschelt als die Bertha v. Suttner, die wohl deshalb, weil sie selbst Aristokratin ist, sich einbildet, einen natürlicheren Anspruch auf die Indiskretionen »aus der Gesellschaft« zu haben als ein ~~bürgerlicher~~ Reporter. Das ist aber nicht wahr. Bei den Plaudereien des Max Schlesinger wars nur peinlich, daß sich die Fürstinnen dazu hergaben, ihm die für weitere Kreise unentbehrlichen Auskünfte über den Bestand ihrer Leibwäsche zu erteilen. Bei den Plaudereien der Baronin Suttner wirkt auch die Herablassung jener Persönlichkeit peinlich, die die Auskünfte empfängt. Das Feuilleton »Weihnachten bei der Prinzessin Stephanie in Oroszvar« gehört zu den sinnigsten Unappetitlichkeiten, die uns die Schmockpresse je zum heiligen Feste beschert hat. Die Suttner erzählt, daß die Beteiligten in Oroszvar »einen kleinen Volksstamm abgaben«. Die Schloßherrin aber habe mit eigener Hand die für jeden bestimmte Gabe verteilt und jedesmal ein freundliches »Ich wünsche glückliche Feiertage« hinzugefügt. Wie oft demnach die Schloßherrin diese Worte aufgesagt hat, das auszudenken überläßt die Suttner einer Phantasie, die in Fieberträumen liegt; dafür entschädigt sie die Leserinnen durch die gewissenhafte Beantwortung der nicht minder geläufigen Frage: Was hat sie angehabt? Und fügt etwas Sensationelles hinzu: »Vor nicht langer Zeit las man in den Blättern (obwohl dies die Blätter im Grunde nichts angeht), daß Gräfin Lonyay in London eine Quantität von Schmuck verkauft habe. In der Tat hatte sie, wie dies jede Dame bisweilen tut, in ihrem Schmuckschrank Ordnung gemacht, altmodische und minderwertige Dinge abgestoßen, schon alte Garnituren neu fassen lassen, so daß der Schmuck jetzt nur Tadelloses — in Millionenwert — enthält«. Obwohl dies die Blätter im Grunde nichts angeht, erzählt es die Suttner in der ‚Neuen Freien Presse'. Dann schildert sie, wie die Kammerjungfern, Lakaien, das Küchen- und das Stallpersonal beschenkt wurden. Der Christbaum durfte nicht geplündert werden. Nur die Suttner, die schon den Nobelpreis hat, durfte sich »ein kleines Zuckerschweinchen, das ein vierteiliges Kleeblatt im Rüssel hält« (wie lieb!), herabholen. »Und wer da bezweifelt, daß mir das Glück bringt, ist ein mißgünstiger Charakter.« Das ist aber noch gar nichts.

Die Leser des Weltblatts sollen noch wichtigere Kunde hören. »Monsieur Björn — kurzweg Monsieur genannt — wurde auch beschenkt: ein Schüsselchen mit seinem Lieblingsgericht, Kalbsbraten, und eine weiche Seidendecke. Herr Björn ist ein wunderschöner Ireland-Spitz und immer — zu Hause wie auf Reisen — in seiner Herrin unmittelbarer Gesellschaft. Ich datiere das Vergnügen (er wird finden, ich wollte sagen ‚die Ehre') seiner Bekanntschaft zwei Jahre zurück, nach Kap Martin, und glaube seither seines herablassenden Wohlwollens sicher sein zu dürfen. Es ist anerkannt, daß Monsieur von fast unnahbarer Vornehmheit ist, und alle Menschen (seine Herrin, die er einfach ‚ma femme' nennt, mitinbegriffen) sagen ‚Sie' zu ihm. Er ist die hochmütigste Bestie — Pardon, ich wollte sagen: Individualität, die es auf beiden Hemisphären gibt. Das drückt sich in seinen ganzen Manieren aus. Wenn ihm die Schüssel mit seiner täglichen Mahlzeit in den Salon gebracht wird, so tut er, als bemerke er es nicht: erst bis der Diener wieder fortgegangen ist, steht er langsam von seinem Lager auf und begibt sich nachlässigen Schrittes zum Diner. Hier gibt es nicht etwa, wie es sonst Hundebrauch, schlürfendes Verschlingen — Monsieur speist lautlos und leidenschaftslos, als Gentleman.« 23 Zeilen über den Spitz der Gräfin Lonyay! Das ist ~~zu~~ viel[. Die größten Dichter sind in der ‚Neuen Freien Presse' schlechter weggekommen. Von den Bequemlichkeiten des Schlosses erwähnt die Suttner die eine: »Man wohnt mit der Prinzessin der täglichen Frühmesse bei — oder auch nicht«. Das ist unleugbar ein Vorzug, den Oroszvar vor anderen Gegenden voraus hat, den es aber mit dem beliebten Sodawasser des Herrn Schödl teilt, das man trinken oder auch stehen lassen kann. Aber der Fehler, den dort »die Tage haben: viel zu kurz zu sein, um alles das zu fassen, was man in ihnen tun könnte und wollte«, ist gewiß nicht ein typisches Merkmal der Gegend von Oroszvar. Was ist's denn übrigens — nachdem der Spitz der Gräfin behandelt ist — mit dem Grafen Lonyay? Nun, wir erfahren, daß auch er »in Kleidung und in der Gemütssinnigkeit bei äußerer Reserve« an britisches Wesen mahnt. Vor allem aber ist er Europäer. »Übrigens ist auch diese Bezeichnung für das, was ich meine, zu eng; denn die Kulturländer der anderen Weltteile müssen mit einbezogen werden in den Begriff des vollwertigen Kulturbürgertums der Zukunft. Noch ist sehr viel zu tun und zu schaffen, bis der Besitz ganz fertig sein wird.« Der Besitz von Kultur? Nein, der Besitz von Oroszvar. »Noch fehlt«, ruft die Suttner pathetisch, »die elektrische Beleuchtung, noch soll der Park mit Zieranlagen und Terrassen verschönert werden und anderes mehr; dagegen ist die Ausschmückung der Innenräume nahezu vollendet«. Kommt die elektrische Beleuchtung hinzu, so hat Oroszvar Aussicht, ein »Klein-Weimar« zu werden. Unter den Gästen fesselt besonders der Domprobst von Preßburg. Er ist unerhört freisinnig und wendet sich im Gespräch mit der Suttner gegen die Erziehung in den Nonnenklöstern. Aber er scheint sich nicht ganz klar auszudrücken, denn die Suttner sieht sich ein paar Tage später gezwungen, ihr Feuilleton zu berichtigen und zu erklären, daß der Domprobst von Preßburg es doch anders gemeint habe. Zum Schlusse eine kleine Reklamenotiz für die Geigerin Amely Heller, die nicht berichtigt werden muß. Amely Heller hat »bereitwilligst zugesagt«, am soundsovielten im großen Musikvereinssaale zu gunsten des Österreichischen Friedensvereins zu konzertieren, und die Schloßherrin von Oroszvar hat das Protektorat übernommen. »Zu diesem Versprechen nickte Fee Nr. 3 Beifall.« Beinahe hätte ich nämlich vergessen, zu erwähnen, daß drei Feen an der Wiege der Prinzessin Stephanie gestanden sind. Die erste sprach so etwas wie: Austria erit in orbe ultima. Die zweite murmelte etwa: Bella gerant alii, tu felix Austria nube. Doch die dritte, ja die dritte, rief: Die Waffen nieder! In ihrem Sinne war es, daß die Männer an der Kunkel sitzen und die Weiber die Feder führen. Und daß die »starkgeistigen« unter ihnen den erbärmlichsten Klatsch aus gräflichen Gesindestuben zu Feuilletons für Weltblätter verarbeiten.

DIE FEDER NIEDER!

I

April 1906

Man muß einmal zeigen, eine wie bedeutende Schriftstellerin die Dame ist, die seit Jahren Europa rebellisch macht, indem sie sich mit allen Mächten auf Friedensfuß stellt. Wer den berechtigten Abscheu vor populären Büchern hat und darum der Lektüre des Romans »Die Waffen nieder!« bis heute peinlich ausgewichen ist, kann sich aus den »Briefen aus Monaco«, die die Bertha v. Suttner in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht, sehr rasch über das geistige Niveau der Dame unterrichten. Abgesehen von dem schönen Deutsch, das schon in den ersten Zeilen auffällt, springt einem bald auch die literarische Charakterisierungsgabe der berühmten Schriftstellerin in die Augen. Vor ihr sei Mathilde Serao Gast des Fürsten von Monaco gewesen. Italienerin? Aha! »Sie wurde mir als sehr lebhaft geschildert; sie verstehe es, in großem Kreise die ganze Konversation an sich zu reißen; auch ein Talent.« Von dem Direktor des Theaters in Monte Carlo, der aus Arad stammen dürfte, weiß sie zu sagen, daß er »ein merkwürdiger Typus« sei und sich für 1910 schon ein Gastspiel unserer Selma Kurz gesichert habe. »Er hat es mir selber neulich mit besonders freudiger Genugtuung mitgeteilt«, ruft sie mit nicht geringerer Genugtuung und zitiert das bedeutende Wort des Herrn Günsburg: »Wirklich, eine der schönsten Stimmen der Gegenwart!« Der

Satz der Frau Suttner: »Und er erzählte mir noch so manches von seinen Taten und Siegen« bezieht sich natürlich nicht auf einen Feldherrn, sondern noch immer auf den Herrn Günsburg, dem die Dame nicht einmal zurufen muß: »Die Gagen nieder!« Der Fürst von Monaco, versichert sie, »halte auf ihn sehr große Stücke«. Sie zählt die »Sterne« des Theaters auf, denen sie beim Dejeuner begegnet ist, und berichtet, Geraldine Farrar habe »ein Engagement nach Amerika in der Tasche«. Schon würde man glauben, daß die Suttner es aufgegeben habe, die Reportage für das Welttheater zu besorgen — da liest man endlich den Namen »König Oskar II. von Schweden«. Und es folgt die Wiedergabe einer Unterhaltung, die wohl in der Geschichte der Serenissimusgeschlechter einzig dastehen dürfte. Nie sind die Hohlräume regierender Häupter transparenter dargestellt worden. Man weiß, daß Oskar II. den Abschied von Norwegen nicht verschmerzen kann. Er läßt darum den Norwegern durch Frau Bertha Suttner Grobheiten sagen, die sie aber — trotz dieser Ermächtigung fühle sie sich »nicht berufen, alle Worte des Königs zu wiederholen« — aus Rücksicht auf den skandinavischen Frieden den Lesern verschweigt. Oskar II. reicht der Diplomatin den Arm, und die Gesellschaft schreitet durch einen Saal, dessen Mosaikboden sehr glatt ist. »‚Da muß man acht geben', sagte Oskar II., ‚daß man nicht strauchle'. — ‚Wenn man zu zweien ist', erwiderte ich, ‚kann einem nichts geschehen'. — ‚Meinen Sie? Ach, wir waren auch zwei', fügte er seufzend hinzu, indem er wieder an Norwegen dachte, ‚und dennoch . . .'« Er kann und kanns nun einmal nicht vergessen! Bertha v. Suttner aber und der Fürst von Monaco verwickeln ihn zur Entschädigung in eine philosophische Debatte, die hier zitiert sei, damit man ersehe, was für Gespräche unter erwachsenen Monarchen — Oskar II. ist 77, der Fürst von Monaco

ein Fünfziger — möglich sind. »Ich will versuchen«, ruft die Unerschrockene, »einiges von der Unterhaltung wiederzugeben, die sich nun entspann«. Redende Personen: Fürst Albert, der König, Erbprinz Louis, Palastdame, Vicomtesse de Gastaldi »und ich«. »Wie schön diese Flammen! bemerkte jemand. Der König (nachdenklich): Warum findet man eigentlich Feuer schön? Es ist doch ein so furchtbares, zerstörendes Element. Der Fürst: Es ist schön, wo es nützt und leuchtet — unschön, wo es schadet und verzehrt. Was sagen Sie? (Zu mir gewendet.)« Die Suttner (anstatt einfach das Lied von jener Glocke zu zitieren, deren erstes Geläute bekanntlich Friede ist: Wohltätig ist des Feuers Macht etc.): »Es ist schön, weil es Bewegung und Wärme hat — diese beiden sind das Leben. Freilich, wenn es tötet oder quält, dann ist's mit der Schönheit vorbei. Die Flammen des Scheiterhaufens zum Beispiel oder der Hölle . . . . Der König (unterbrechend): Glauben Sie an die Hölle? Ich: Nein. Der König: Ich auch nicht. Denn ich glaube an einen Gott der Güte. Mein Glaube ist überhaupt der: Ewig ist nur das ‚Ja' — das ‚Nein' ist ein Abfall, ist ein momentanes Verdunkeln der Bejahung und wird zum Schlusse überwunden. Nur das Licht dauert. Nur alles, was gut ist, behält recht. Zu dieser glücklichen Auffassung — und mich macht sie glücklich — gelangt man durch den Glauben. Der Fürst: Andere finden ihr Glück in einer anderen Formel — in der der Wissenschaft. (Der Mann ist bekanntlich auch Tiefseeforscher.) Ich: Die Wissenschaft widerspricht dem nicht, was Se. Majestät soeben sagte. Der Fürst: Gewiß nicht. Sie sagt zu den ewigen Problemen nicht nein — aber auch nicht ja . . .« Und so fort im Ton eines Forschers gedanklicher Tiefseen, bis die Hofdame Gastaldi sich zu der folgenden tatsächlichen Feststellung meldet: »Man weiß doch, was absolut gut und was absolut schlecht

ist.« Darauf der Fürst schlagfertig: »Das bestreite ich«. Die Gastaldi aber läßt nicht locker: »Schlecht ist doch unbestreitbar der Diebstahl, der Mord . . .« »Ich (einfallend): Doch wie wird er glorifiziert, der Mord, wenn er nur genügend massenhaft ist . . .« Der Erbprinz Louis, offenbar der einzige vollsinnige Teilnehmer an der philosophischen Unterhaltung, sagt hier »halblaut«: »Das Steckenpferd . . .« Der Fürst aber, der für Diebe und Halsabschneider eine gewisse, dem Klima von Monte Carlo angepaßte Toleranz bekundet, beginnt in exakter Deduktion »Stehlen und Morden« als die Tat des Lebewesens zu erklären, »das sich seine Existenzbedingungen verschafft«. Die Pflanze, die der Luft ihren Stickstoff entreißt, sei eine Diebin, und das Kaninchen, das den Kohl frißt, morde den Kohl. »Wir Menschen schonen weder das Kaninchen, noch den Kohl«. Reden ihn aber häufig. Und oft so beharrlich, daß Frau v. Suttner zu melden weiß: »Von der Wandelbarkeit der Begriffe und Prinzipien kam man auf das Gesetz der Veränderung überhaupt — den Wechsel und das Versinken aller Dinge zu sprechen«. Und sie kann es sich nicht versagen, noch einige tiefe Erkentnisse der hohen Herrschaften zu zitieren: »Auch die Gestirne ändern ihre Bahn, sagte der Fürst, auch Sonnen sterben. Der König aber blieb dabei: über all diesem Wechsel herrscht das unwandelbar Gute . . . Freilich, die einzelnen verlieren, die einzelnen leiden . . .« Mit einem Wort: Das Leben ist eine Spielbank? Nein, er meint nicht Monaco, sondern Norwegen. »Das habe er kürzlich an sich selber erfahren — aber das Ziel ist die Vervollkommnung«. Ist das Leben nicht vielleicht auch eine Kettenbrücke? Nein, »‚das Leben ist doch schön', sagt König Oskar mit Marquis Posa«. Und die Gastaldi erzählt sofort, »an diese Äußerung anknüpfend«, etwas Geistreiches, das der Sänger Tamagno ihrer Freundin ins Stammbuch geschrieben habe. Tamagno? So wären wir

denn wieder bei Günsburg angelangt? Nein, bloß bei der »Relativität der Moralgesetze«, auf die das Gespräch »schließlich zurückkam«. Der Fürst resümierte in schlagfertiger Weise: »Es bleibt doch schwer, die Linie zu bestimmen, wo der Trieb, die Mitwesen zu verzehren, für uns verdammenswert zu werden beginnt — bei unseresgleichen, beim Rind oder bei der gelben Rübe«. (Wen meint der Fürst mit der gelben Rübe?) Der König aber, von dem Wort »Rind« magnetisiert, über den Undank der Norweger bereits vollständig beruhigt, erhob sich und sprach: »Gleichviel — ich danke Ihnen für den vortrefflichen Rindsbraten, den Sie uns heute vorgesetzt, und muß mich jetzt verabschieden«. Bertha v. Suttner war ermächtigt, aber fühlte sich auch berufen, diese Äußerung des Königs zu wiederholen.

II

Januar 1907

Als eine »starkgeistige« Frau wird sie uns von der liberalen Presse überliefert. Selbst Ibsen soll auf sie hereingefallen sein. Ehre sei Gott in der Höhe, wenn er uns vor den starkgeistigen Frauen schützt! Aber wenn schon Friede den Menschen auf Erden sein soll, so werde er ihnen nicht durch Feuilletons gestört. Noch ist das Gespräch der Suttner mit dem Fürsten von Monaco nicht vergessen, da erzählt sie uns bereits, wie es in Küche und Keller der Gräfin Stephanie Lonyay zugeht. Ein Thema, dem endlich ein Feuilleton in der ‚Neuen Freien Presse' gewidmet werden mußte. Der Max Schlesinger hat nie den Ehrgeiz gehabt, dem russisch-japanischen Krieg durch eine Depesche an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Ende zu machen, hat auch nie, wiewohl er für ein ‚Salonblatt' schrieb, auf den Nobelpreis Anspruch erhoben. Aber er hat dafür die Fürstlich-

keiten geschickter ausgefratschelt als die Bertha v. Suttner, die wohl deshalb, weil sie selbst Aristokratin ist, sich einbildet, einen natürlicheren Anspruch auf die Indiskretionen »aus der Gesellschaft« zu haben als ein hergelaufener Reporter. Das ist aber nicht wahr. Bei den Plaudereien des Max Schlesinger wärs nur peinlich, daß sich die Fürstinnen dazu hergaben, ihm die für weitere Kreise unentbehrlichen Auskünfte über den Bestand ihrer Leibwäsche zu erteilen. Bei den Plaudereien der Baronin Suttner wirkt auch die Herablassung jener Persönlichkeit peinlich, die die Auskünfte empfängt. Das Feuilleton »Weihnachten bei der Prinzessin Stephanie in Oroszvár« gehört zu den sinnigsten Unappetitlichkeiten, die uns die Schmockpresse je zum heiligen Feste beschert hat. Die Suttner erzählt, daß die Beteiligten in Oroszvar »einen kleinen Volksstamm abgaben«. Die Schloßherrin aber habe mit eigener Hand die für jeden bestimmte Gabe verteilt und jedesmal ein freundliches »Ich wünsche glückliche Feiertage« hinzugefügt. Wie oft demnach die Schloßherrin diese Worte aufgesagt hat, das auszudenken überläßt die Suttner einer Phantasie, die in Fieberträumen liegt; dafür entschädigt sie die Leserinnen durch die gewissenhafte Beantwortung der nicht minder geläufigen Frage: Was hat sie angehabt? Und fügt etwas Sensationelles hinzu: »Vor nicht langer Zeit las man in den Blättern (obwohl dies die Blätter im Grunde nichts angeht), daß Gräfin Lonyay in London eine Quantität von Schmuck verkauft habe. In der Tat hatte sie, wie dies jede Dame bisweilen tut, in ihrem Schmuckschrank Ordnung gemacht, altmodische und minderwertige Dinge abgestoßen, schon alte Garnituren neu fassen lassen, so daß der Schmuck jetzt nur Tadelloses — in Millionenwert — enthält«. Obwohl dies die Blätter im Grunde nichts angeht, erzählt es die Suttner in der ‚Neuen Freien Presse'. Dann schildert sie, wie

die Kammerjungfern, Lakaien, das Küchen- und das Stallpersonal beschenkt wurden. Der Christbaum durfte nicht geplündert werden. Nur die Suttner, die doch schon den Nobelpreis hat, durfte sich »ein kleines Zuckerschweinchen, das ein vierteiliges Kleeblatt im Rüssel hält« (wie lieb!), herabholen. »Und wer da bezweifelt, daß mir das Glück bringt, ist ein mißgünstiger Charakter.« Das ist aber noch gar nichts. Die Leser des Weltblatts sollen noch wichtigere Kunde hören. »Monsieur Björn — kurzweg Monsieur genannt — wurde auch beschenkt: ein Schüsselchen mit seinem Lieblingsgericht, Kalbsbraten, und eine weiche Seidendecke. Herr Björn ist ein wunderschöner Ireland-Spitz und immer — zu Hause wie auf Reisen — in seiner Herrin unmittelbarer Gesellschaft. Ich datiere das Vergnügen (er wird finden, ich sollte sagen ‚die Ehre') seiner Bekanntschaft zwei Jahre zurück, nach Kap Martin, und glaube seither seines herablassenden Wohlwollens sicher sein zu dürfen. Es ist anerkannt, daß Monsieur von fast unnahbarer Vornehmheit ist, und alle Menschen (seine Herrin, die er einfach ‚ma femme' nennt, mitinbegriffen) sagen ‚Sie' zu ihm. Er ist die hochmütigste Bestie — Pardon, ich wollte sagen: Individualität, die es auf beiden Hemisphären gibt. Das drückt sich in seinen ganzen Manieren aus. Wenn ihm die Schüssel mit seiner täglichen Mahlzeit in den Salon gebracht wird, so tut er, als bemerke er es nicht: erst bis der Diener wieder fortgegangen ist, steht er langsam von seinem Lager auf und begibt sich nachlässigen Schrittes zum Diner. Hier gibt es nicht etwa, wie es sonst Hundebrauch, schlürfendes Verschlingen — Monsieur speist lautlos und leidenschaftslos, als Gentleman.« 23 Zeilen über den Spitz der Gräfin Lonyay! Das ist viel. Die größten Dichter sind in der ‚Neuen Freien Presse' schlechter weggekommen. Von den Bequemlichkeiten des Schlosses erwähnt die Suttner die eine: »Man wohnt mit der Prinzessin der

FN 7

täglichen Frühmesse bei — oder auch nicht«. Das ist unleugbar ein Vorzug, den Oroszvar vor anderen Gegenden voraus hat, den es aber mit dem beliebten Sodawasser des Herrn Schödl teilt, das man trinken oder auch stehn lassen kann. Aber der Fehler, den dort »die Tage haben: viel zu kurz zu sein, um alles das zu fassen, was man in ihnen tun könnte und wollte«, ist gewiß nicht ein typisches Merkmal der Gegend von Oroszvar. Was ist's denn übrigens — nachdem schon der Spitz der Gräfin behandelt ist — mit dem Grafen Lonyay? Nun, wir erfahren, daß auch er »in Kleidung und in der Gemütssinnigkeit bei äußerer Reserve« an britisches Wesen mahnt. Vor allem aber ist er Europäer. »Übrigens ist auch diese Bezeichnung für das, was ich meine, zu eng; denn die Kulturländer der anderen Weltteile müssen mit einbezogen werden in den Begriff des vollwertigen Kulturbürgertums der Zukunft. Noch ist sehr viel zu tun und zu schaffen, bis der Besitz ganz fertig sein wird.« Der Besitz von Kultur? Nein, der Besitz von Oroszvar. »Noch fehlt«, ruft die Suttner pathetisch, »die elektrische Beleuchtung, noch soll der Park mit Zieranlagen und Terrassen verschönert werden und anderes mehr; dagegen ist die Ausschmückung der Innenräume nahezu vollendet«. Kommt die elektrische Beleuchtung hinzu, so hat Oroszvar Aussicht, ein »Klein-Weimar« zu werden. Unter den Gästen fesselt besonders der Domprobst von Preßburg. Er ist unerhört freisinnig und wendet sich im Gespräch mit der Suttner gegen die Erziehung in den Nonnenklöstern. Aber er scheint sich nicht ganz klar auszudrücken, denn die Suttner sieht sich ein paar Tage später gezwungen, ihr Feuilleton zu berichtigen und zu erklären, daß der Domprobst von Preßburg es doch anders gemeint habe. Zum Schlusse eine kleine Reklamenotiz für die Geigerin Amely Heller, die nicht berichtigt werden muß. Amely Heller hat »bereitwilligst zugesagt«, am soundsovielten im großen

Musikvereinssaale zu gunsten des Österreichischen Friedensvereins zu konzertieren, und die Schloßherrin von Oroszvar hat das Protektorat übernommen. »Zu diesem Versprechen nickte Fee Nr. 3 Beifall.« Beinahe hätte ich nämlich vergessen, zu erwähnen, daß drei Feen an der Wiege der Prinzessin Stephanie gestanden sind. Die erste sprach vermutlich so etwas wie: Austria erit in orbe ultima. Die zweite murmelte etwa: Bella gerant alii, tu felix Austria nube. Doch die dritte, ja die dritte, rief: Die Waffen nieder! In ihrem Sinne war es, daß die Männer an der Kunkel sitzen und die Weiber die Feder führen. Und daß die »starkgeistigen« unter ihnen den erbärmlichsten Klatsch aus gräflichen Gesindestuben zu Feuilletons für Weltblätter verarbeiten.

---

zu setzen vermag. Hat doch das wirtschaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse«... Wird Herr Servaes wieder Werke der bildenden Kunst als freier Urteiler rezensieren können? Seine neue Beschäftigung gleicht dem bequemen Glanzlederfauteuil, der ihm bei Portois & Fix in die Augen gestochen hat: man kann sich daraus gar nicht mehr erheben, »wenn man einmal darin niedergesunken ist«...

Ein deutsch-österreichisches ~~Literaturwerk, Der~~ liebe Augustin', hat sich ~~wie die Leser aus der letzten Nummer der ‚Fackel' erfahren haben,~~ selbst gelangweilt und ~~in einem verblüffend aufrichtigen Zirkular~~ sich mit den Hoffnungen eines Redaktionswechsels getröstet. ~~Mit der Unmenge altmodischen Kramss, die in den beiden ersten Heften aufgestapelt war, soll aufgeräumt werden.~~ Trauernd vernimmt das deutsch-österreichische Schrifttum die Botschaft. Wieder ist den Frimbergers und Frauengrubers, die sich in dieser verderbten Welt allein noch den lyrischen Glauben an das »Muatterl« bewahrt haben und in einer Epoche wüster Sexualpoesie den Wahlspruch bekennen, daß, wer das Dirndl nicht ehrt, der Dirne nicht wert ist, — wieder ist den »Heimatkünstlern« zwischen Attnang und Redl-Zipf eine Gelegenheit entzogen. Die ‚Ostdeutsche Rundschau', die Vertreterin jener literarischen Richtung, der es mehr auf die Zuständigkeit als auf die Begabung ankommt, findet, daß mit dem Programmwechsel des ‚lieben Augustin' alles hin sei, und schreibt wörtlich: »Strotzten die zwei ersten Nummern auch nicht von Witz und

Talent, so trugen doch die Beiträge, namentlich der bildliche Teil, die Merkmale heimischer Hervorbringung.«

Ein Merkmal heimischer »Hervorbringung« ist zum Beispiel die Ersetzung des Wortes »Produktion« durch eine deutsche Scheußlichkeit. Aber man weiß ja, daß die ‚Ostdeutsche Rundschau' krebsartige Neubildungen der deutschen Sprache jedem Fremdwort vorzieht und daß sie auch vom Zuckerkartell keine Pauschalien mehr annimmt, weil eine deutsche Schriftleitung sich höchstens auf die Annahme der Gesamtgelder von einem Süßzeug-Verband einlassen könnte. Was aber die »zwei ersten« Nummern des ‚lieben Augustin' — deutscher wäre die »ersten zwei« Nummern — anlangt, so scheint mir gerade deren Mangel an Witz und Talent das Merkmal der heimischen Hervorbringung zu bilden. Wann endlich wird diese langweilige Gesellschaft von dem Wahne lassen, daß man zu ihr hält, weil man die liberale Clique wie die Pest haßt, daß man die Verderbtheit der Schriftleiter vergessen muß, weil man die Korruption der Redakteure brandmarkt, daß man die Ledernheit protegiert, weil man die Frechheit angreift? Ich glaube, daß unserer Kultur die importierte Begabung noch immer besser frommt als die bodenständige Talentlosigkeit. Und die »Minderwertigkeit« fremder Kultur wird gewiß am schlechtesten durch die Anflegelung fremder Künstler — Kubelik's in Linz und Kozian's in Innsbruck — dargetan. Das bedeutendste Dokument nationalen Schrifttums als Niederschlag dieser Kämpfe ist und bleibt die Straßentafel. Bis zu welcher Stufe völkischer Vertrottelung sind wir denn gelangt, daß es uns nicht mehr auffällt, wenn die deutschliberale Presse, die über die Prager Première des Herrn Weinberger in spaltenlangen Artikeln referierte, von dem gleichzeitigen Ereignis der »Armida«, einer Oper Dvořak's mit Text von Vrchlicky, mit keinem Worte Notiz nahm?! Glauben die Mauldeutschen denn

wirklich, daß die Lyrik zwischen Linz und Innsbruck eine Erscheinung aufweist, die man mit Fug dem Czechen Machař an die Seite stellen könnte? Warum verstopfen wir uns denn die Ohren, wenn uns erzählt wird, daß die Nationen, mit denen wir nun einmal in einem Staats- oder Reichsverband leben, Künstler hervorbringen? ~~Ein gelegentliches Interesse für die czechische, polnische und ungarische Literatur könnte uns gar nicht schaden.~~ Was gehen uns denn die Zwistigkeiten der Herren Franko Stein und Fresl an, wenn wir einen böhmischen Lyriker lesen wollen? Was hat ein ~~Schriftsteller von der Bedeutung Franz Herczeg's~~ mit der »judäo-magyarischen« Clique, ~~die wir ja weiter verachten können,~~ zu schaffen?

Nationale ~~Kunst~~ besteht nicht in der fortwährenden Versicherung, daß man national sei. ~~Eine~~ kleine ungarische Skizze, wie die hier zum erstenmal in deutscher Sprache veröffentlichte, ist nationaler, echter zugleich und künstlerischer als alles, was bis heute auf dem ostdeutschen Flachland gewachsen ist. Die ergiebigere Puszta ist, wie mir der Übersetzer mitteilt, Tömörkény's einziges Thema. »Er schildert mit vollendeter Beobachtung, scheinbar ohne jede künstlerische Absicht Leben und Sterben dort unten. In seinen kleinen Skizzen gibt es — abweichend von der vorliegenden — nur selten irgend einen Konflikt oder irgend eine Pointe. Ruhig, großzügig malt er den gleichförmigen Alltag — aber in diesen anspruchslosen Lebenssegmenten athmet mehr wurzelhaftes Ungartum, als in den meisten jener Werke, die alljährlich als neueste ungarische Literatur den Budapester Büchermarkt überschwemmen und bei denen sich oft — die wenigen Ausnahmen in Ehren — auf der ersten Seite das französische oder skandinavische Vorbild erkennen läßt.« Als bezeichnend für die literarischen Cliquenverhältnisse ist noch zu erwähnen, daß Tömörkény in Ungarn selbst nur wenig bekannt ist, weil er, der Stadtbibliothekar von Szeged,

dem Preßklüngel der Hauptstadt fernesteht. Seine Skizzen sind in dem kleinen Provinzblatt der Stadt, in der er lebt, erschienen.

Der Kampf mit dem Soldaten.

Von **Stefan Tömörkény.**

János war aus mehreren Gründen vom Gehöft in die Stadt gekommen. Erstens interessierten ihn die Marktpreise, dann hatte er auch ein paar Kleinigkeiten einzukaufen. Er brauchte nämlich einen Ring, den er dem Ferkel durch die Nase ziehen wollte, dann einen Ring für die Pendeluhr — von dort stehlen ihn die Kinder immer wieder herab —, und endlich wollte er auch Steuer zahlen.

Dieses besorgte er zuerst, und bereichert verläßt er eben das Steueramt. Er hatte nämlich zu Hause beschlossen, zehn Gulden zu zahlen, in Wirklichkeit aber nur fünf gezahlt. So fühlte er sich jetzt finanziell bereichert, was immer ein sehr vergnügter Zustand ist. Nun konnte er also nach den Ringen sehen. Bald fand er zwei sehr schöne. Der eine paßte gerade für die Uhr, der andere schien ihm für die Nase des Ferkels ein wenig groß — aber schließlich wächst ja das Ferkel und die Nase wächst mit. Damit wäre er jetzt ganz fertig und könnte wieder heimwärts, als ihm einfällt, seinem Buben ein billiges Notizbuch zu kaufen. Soll er lieber dahinein kritzeln, als auf die Wände!

Das war ganz vernünftig. János geht also in eine Spielwarenhandlung, besieht sich die ausgestellten Gegenstände und kauft dann um ein paar Kreuzer ein kleines Notizbuch. Es ist nichtsdestoweniger sehr schön, ja sein Rücken ist fast so vergoldet, wie der auf der Bibel. — Wollen schau'n, was der Bub' da hineinschreibt!, meint er mit vertraulichem Lächeln zum Verkäufer. Sie werden dafür verantwortlich sein! — So gehen sie auseinander.

Wie aber János die Börse mit dem Kleingeld in die Tasche zurückstecken will, fällt sie zu Boden. Es ist nämlich gar nicht so leicht, sich in dem schweren Schafpelz zu bewegen, wie man glauben würde.

János bückt sich, und wie er die Börse aufheben will, fällt sein Blick auf eine kleine bunte Gestalt. Es war ein Spielsoldat, mit blauem Rock und roten Beinen, der mit seinem Holzarm

HEIMATKUNST

Mai 1904

Ein deutsch-österreichisches Witzblatt hat sich gleich nach der Geburt zu Tode gelangweilt und beschlossen, ein neues Leben zu beginnen. In einem verblüffend aufrichtigen Zirkular tröstet es sich mit den Hoffnungen eines Redaktionswechsels und verspricht »mit der Unmenge altmodischen Krams«, die in den ersten Heften enthalten war, aufzuräumen. Trauernd vernimmt das deutsch-österreichische Schrifttum die Botschaft. Wieder ist jenen vaterländischen Lyrikern, die sich in dieser verderbten Welt allein noch den Glauben an das »Muaderl« bewahrt haben und ~~in~~ einer Epoche wüster Sexualpoesie den Wahlspruch bekennen, daß, wer das Dirndl nicht ehrt, der Dirne nicht wert ist, — wieder ist den »Heimatkünstlern« zwischen Attnang und Redl-Zipf eine Gelegenheit entzogen. Die ‚Ostdeutsche Rundschau', die Vertreterin jener literarischen Richtung, der es mehr auf die Zuständigkeit als auf die Begabung ankommt, findet, daß mit dem Programmwechsel des ‚Lieben Augustin' alles hin sei und schreibt wörtlich: »Strotzten die ersten Nummern auch nicht von Witz und Talent, so trugen doch die Beiträge, namentlich der bildliche Teil, die Merkmale heimischer Hervorbringung.« Ein Merkmal heimischer Hervorbringung ist zum Beispiel die Ersetzung des Wortes »Produktion« durch eine deutsche Scheußlichkeit. Aber man weiß ja, daß die ‚Ostdeutsche Rundschau' so gesinnungstüchtig ist, daß sie vom Zuckerkartell keine Pauschalien mehr annimmt, weil eben eine deutsche Schriftleitung sich höchstens auf die Annahme der Gesamtgelder von einem Süßzeug-Verband einlassen könnte. Was aber jenes Witzblatt betrifft, so scheint mir gerade dessen Mangel an Witz und Talent das Merkmal der heimischen Hervorbringung zu bilden. — Wann endlich wird diese langweilige Gesellschaft von dem Wahne lassen, daß man zu ihr hält, weil man die liberale Clique wie die Pest haßt, daß man die Verderbtheit der Schriftleiter vergessen muß, weil man die Korruption der Redakteure brandmarkt, daß man die bodenständige Dummheit protegiert, weil man die importierte Frechheit abwehrt? Das Postulat einer Heimatkunst ist in Österreich bis heute nur durch die Anflegelung fremder Künstler erfüllt worden: etwa Kubeliks in Linz und Kozians in Innsbruck. Aber bis zu welcher Stufe völkischer Vertrottelung sind wir gelangt, daß es uns nicht mehr auffällt, wenn die deutschliberale Presse, die über eine Prager Première des Herrn Weinberger in spaltenlangen Artikeln referiert, von dem gleichzeitigen Ereignis ~~der »Armida«~~ einer Oper Dvořaks ~~(mit Text von Vrchlický)~~ mit keinem Worte Notiz nimmt? Glauben die Mauldeutschen wirklich, daß unsere Lyrik von Linz ~~bis Innsbruck~~ eine Erscheinung aufweist, die man mit Fug dem Tschechen Machař an die Seite stellen könnte? Warum verstopfen wir uns denn die Ohren, wenn ein Gerücht uns erzählt, daß die Nationen, mit denen wir nun einmal in einem Staats- oder Reichsverband leben, Künstler hervorbringen? Was gehen uns denn die Zwistigkeiten der Herren Franko Stein und Fresl an, wenn wir einen böhmischen Lyriker lesen wollen? Was hat ein ungarischer Novellist mit der »judäo-magyarischen Clique« zu schaffen? Nationale Kultur besteht nicht in der fortwährenden Versicherung, daß man national sei. Sonst wäre die deutsche Aufschrift auf dem Bahnhofspissoir in Budweis das bedeutendste Dokument nationaldeutschen Schrifttums.

HEIMATKUNST

Mai 1904

Ein deutsch-österreichisches Witzblatt hat sich gleich nach der Geburt zu Tode gelangweilt und beschlossen, ein neues Leben zu beginnen. In einem verblüffend aufrichtigen Zirkular tröstet es sich mit den Hoffnungen eines Redaktionswechsels und verspricht »mit der Unmenge altmodischen Krams«, die in den ersten Heften enthalten war, aufzuräumen. Trauernd vernimmt das deutsch-österreichische Schrifttum die Botschaft. Wieder ist jenen vaterländischen Lyrikern, die sich in dieser verderbten Welt allein noch den Glauben an das »Muaderl« bewahrt haben und gegen eine Epoche wüster Sexualpoesie den Wahlspruch bekennen, daß, wer das Dirndl nicht ehrt, der Dirne nicht wert ist, — wieder ist den »Heimatkünstlern« zwischen Attnang und Redl-Zipf eine Gelegenheit entzogen. Die ‚Ostdeutsche Rundschau', die Vertreterin jener literarischen Richtung, der es mehr auf die Zuständigkeit als auf die Begabung ankommt, findet, daß mit dem Programmwechsel des ‚Lieben Augustin' alles hin sei und schreibt wörtlich: »Strotzten die ersten Nummern auch nicht von Witz und Talent, so trugen doch die Beiträge, namentlich der bildliche Teil, die Merkmale heimischer Hervorbringung.« Ein Merkmal heimischer Hervorbringung ist zum Beispiel die Ersetzung des Wortes »Produktion« durch eine deutsche Scheußlichkeit. Aber man weiß ja, daß die ‚Ostdeutsche Rundschau' so gesinnungstüchtig ist, daß sie vom Zuckerkartell keine Pauschalien mehr annimmt, weil eben eine deutsche Schriftleitung sich höchstens auf die Annahme der Gesamtgelder von einem Süßzeug-Verband einlassen könnte. Was aber jenes Witzblatt betrifft, so scheint mir gerade dessen Mangel an Witz und Talent das Merkmal der heimischen Hervorbringung zu bilden. Wann endlich wird diese langweilige Gesellschaft von dem Wahne lassen, daß man zu ihr hält, weil man die liberale Clique wie die Pest haßt, daß man die Verderbtheit der Schriftleiter vergessen muß, weil man die Korruption der Redakteure brandmarkt, daß man die bodenständige Dummheit protegiert, weil man die importierte Frechheit abwehrt? Das Postulat einer Heimatkunst ist in Österreich bis heute nur durch die Anflegelung fremder Künstler erfüllt worden: etwa Kubeliks in Linz und Kozians in Innsbruck. Aber bis zu welcher Stufe völkischer Vertrottelung sind wir gelangt, daß es uns nicht mehr auffällt, wenn die deutschliberale Presse, die über eine Prager Première des Herrn Weinberger in spaltenlangen Artikeln referiert, von dem gleichzeitigen Ereignis einer Oper Dvořaks mit keinem Worte Notiz nimmt? Glauben die Mauldeutschen wirklich, daß unsere Lyrik von Graz bis Linz eine Erscheinung aufweist, die man mit Fug dem Tschechen Machař an die Seite stellen könnte? Warum verstopfen wir uns denn die Ohren, wenn ein Gerücht uns erzählt, daß die Nationen, mit denen wir nun einmal in einem Staats- oder Reichsverband leben, Künstler hervorbringen? Was gehen uns denn die Zwistigkeiten der Herren Franko Stein und Fresl an, wenn wir einen böhmischen Lyriker lesen wollen? Was hat ein ungarischer Novellist mit der »judäo-magyarischen Clique« zu schaffen? Nationale Kultur besteht nicht in der fortwährenden Versicherung, daß man national sei. Sonst wäre die deutsche Aufschrift auf dem Bahnhofspissoir in Budweis wirklich das bedeutendste Dokument nationaldeutschen Schrifttums.

ist, daß seine Popularität desto höher gestiegen ist, je rücksichtsloser er solchem Pöbelgeschmack fröhnte. Wäre es also, da doch Popularität von populus kommt, wahr, daß der populus Viennensis in unseren Tagen nichts anderes als der Wiener Pöbel ist? Schmählicher als alle Schmach, die uns die Verpöbelung der politischen Sitten angethan, wäre die Erkenntnis, daß von einem Wienerthum, dessen musikalischem Geiste, als er in Johann Strauß webte und wirkte, Richard Wagner und Johannes Brahms einmüthig wie höchstens noch in der Verehrung des Musiktitanen Beethoven gehuldigt haben, nichts übrig geblieben ist, als was in der Uncultur Ziehrer'scher Musikruditäten den adäquaten Ausdruck findet. Nicht um Herrn Ziehrer anzuklagen, habe ich erzählt, wie er vor vierzig Jahren berühmt geworden. Nur das Wienerthum jener Zeit sollte durch den Nachweis vertheidigt werden, daß es nicht der Ziehrer'sche Geist war, dem es sich gefangen gab. Aber auf dem Wien, in dem wir leben, würde, wenn es widerspruchslos den Ziehrer'schen Geist den seinen nennen ließe, ein unauslöschlicher Vorwurf lasten. Und darum mußte dem stillen Protest, den Alle, die in Wien musikalisch schaffen und fühlen, durch ihr Fernbleiben gegen die Ziehrer-Feier erhoben haben, dieser laute folgen.

* * *

~~DIE GE~~RECHTIGKEIT.

Hermann Bahr in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' (über das Drama, in welchem ein Theaterdirector darüber klagt, er müsse mitunter ein Stück annehmen und aufführen, das aus der Werkstätte eines der Kritiker stammt, die zugleich auch Autoren sind ~~diese Kunstrichter schimpfen zuerst, weil sie ihr Stück anbringen wollen, und dann wieder, um ihre Objectivität zu beweisen~~):

»Der Tendenz des Otto Ernst stimme ich mit Freuden zu und ich bewundere seinen Muth. Es ist mir auch ziemlich gleich, ob sein Stück einen künstlerischen Werth hat. Der sittliche ist so

Tanzweisen empfand, die von der Straße herauf in unsere Werkstätte drangen, und wenn Feierabend gemacht wurde, dann setzte ich mich zum Clavier — es war kein Bösendorfer Flügel — und phantasierte vor mich hin... Die Lust zum Fabulieren ließen mir meine Eltern, und als ich eines schönen Tages ihnen erklärte, ich sei des Cylinderausbügelns satt..., da sagten die Eltern nicht Nein, sondern wünschten mir Glück auf den Weg. So kam der 21. November 1862 heran... Bei meinem ersten Concert war der Musikverleger Haslinger anwesend, gar ein gestrenger Kritiker. Als meine Walzercomposition vorüber war, kam er zu mir auf das Podium und bot mir 80 Gulden für das Erstlingswerk an.«

nicht beigezogen und geladen wurde... Mein ‚musikalisches Treiben' gelangte nun bis zu den Ohren Haslinger's, und eines schönen Tages erhielt ich zu meiner größten Ueberraschung seinen Besuch... Er war bei mir kaum eingetreten, als er schon direct auf sein Ziel losgieng und mich frug, ob ich nicht Lust hätte, Capellmeister zu werden. Auf meine Einwendung, daß mir ja dazu alle nöthigen musikalischen Studien fehlen, sagte er, das thue nichts... Ich sprach darüber mit meinem Vater, in dessen Geschäft ich damals thätig war, aber der Vater verweigerte mir rundweg seine Einwilligung.« (Folgt eine Erzählung, wonach eigentlich Liszt und Richard Wagner Herrn Ziehrer zum Componistenberuf bestimmt hätten; Haslinger habe seinen Wunsch, daß Ziehrer an der Spitze eines großen Orchesters in Wien auftrete, »trotz meines Protestes« durchgesetzt.)

Aber welche dieser beiden Variationen der Ziehrer'schen Biographie, oder ob die dritte, die ich erzählt habe, die richtige ist —: was verschlägt das angesichts der Thatsache, daß heute Wien dem Opus 514 des Herrn Ziehrer zujubelt, daß zwei Menschenalter nach Lanner's Tode — nein, was sage ich: zwei Jahre nach Johann Strauß' Tode — der Mann, der die öden Gassenhauer des »Fremdenführer« geschaffen, unbestritten als der Repräsentant des musikalischen Wienerthums gefeiert werden kann? So gewiß es ist, was J. E. Hasel auf den Rand eines Notenblattes geschrieben, daß C. M. Ziehrer »nach seinem angeborenen Geschmacke einer gemeinen gassenhauerischen Richtung diente«: noch gewisser

groß, daß er alle anderen Bedenken verschwinden lässt. Ein tapferes Wort zur rechten Zeit gilt manchmal mehr als alle Feinheit der Artisten.«

Julius Bauer (Librettist, College des Herrn Königstein und Humorist, über das Stück, in welchem ein Blatt einen Componisten angreift, weil dessen neue Oper einem Schwank des Redacteurs den Repertoireraum nimmt und weil der Componist die Frau des Redacteurs im Concert nicht mitsingen ließ) im ‚Ill. W. Extrablatt':

»Die ehrliche Presse hat allen Grund, einem Autor zuzustimmen, der die Auswüchse des Standes in der Hoffnung auf Besserung öffentlich geißelt. Aber er darf nicht in Uebertreibungen verfallen, wie Herr Otto Ernst . . . Der gute Journalist ist ein langweiliger Patron, während die Pressbanditen der ‚Gerechtigkeit' Humor im Leibe haben.«

‚Fremdenblatt' (Auflage 5000):

»Und sogar der Fürst Soundso erscheint, ja antichambriert in der Redaction, und zwar hochpolitisch, wegen der ‚Erbfolgefrage', obgleich das Papierchen, genannt ‚Gerechtigkeit', nach der eigenen Angabe des Eigenthümers, nur 15.000 Abonnenten (in Wahrheit vermuthlich die Hälfte) hat. Und ein solches Blättchen ist eine solche Gewalt, daß es einen zweiten Richard Wagner vernichten kann? . . . Der Redacteur der ehrenwerthen ‚Morgenzeitung' . . . ist als Gegengewicht in die anständige Wagschale der Journalistik gelegt. Ein etwas magerer Repräsentant. Uebrigens hat seine Zeitung nur 7000 Abonnenten, weil sie zu anständig sei. Auch dieser Zug entspricht schwerlich den Thatsachen, denn die anständige Presse hat denn doch auf der ganzen Welt einen größeren Leserkreis als die ‚Gerechtigkeit'.

‚Wiener Morgenzeitung':

»Damit neben so viel Schatten das Licht nicht fehle, hat Herr Otto Ernst der ‚Gerechtigkeit' ein anständiges Blatt gegenübergestellt, die ‚Morgenzeitung', deren Redacteure sanft wie die Tauben und lautere Gentlemen sind — aber auch ein bischen schwachköpfig.«

‚Deutsches Volksblatt':

»Von dem eigentlichen Treiben im Reich der siebenten Großmacht hat Otto Ernst allerdings nur sehr vage Vorstellungen. So plump und unbeholfen, wie es der Herausgeber und die Redacteure der ‚Gerechtigkeit' anstellen, um ihren Einfluß auf die

öffentliche Meinung so profitabel als möglich zu gestalten, wird die Sache nicht gemacht. Es gibt ja gewiß Blättchen, die sich sehr billig verkaufen, aber eine Zeitung von der Bedeutung der ‚Gerechtigkeit', die über 15.000 Abonnenten verfügt, stellt sich zweifellos auf den Standpunkt des Hallunkenstolzes Franz Moors, der zur Entschuldigung seiner Schuftereien nichts andres zu sagen weiß, als daß er sich niemals mit Kleinigkeiten abgegeben habe.«

‚Neues Wiener Tagblatt':

»Der Verleger Herr Löhmann . . . drückt dem Unternehmen den Stempel seines Geistes auf. Für ihn ist die Zeitung ein Geschäft wie andere auch. Er will ein Blatt schaffen, das Alle gern lesen. Nur keine entschiedene Farbe! Herr Löhmann steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei: ‚Socialdemokraten annoncieren gerade so gut wie Conservative, und der Freisinnigen ihr Geld is auch kein Blei'. Das Inserat ist die Hauptsache; auch das schmutzigste wird aufgenommen, wenn es nur theuer bezahlt wird. Polemisieren darf man nur mit dem Auslande. Mit den Machthabern im Inlande muß man sich zu verhalten wissen . . . Es mag nicht nur in Hamburg, der Geburtsstadt Otto Ernst's, sondern auch anderwärts Zeitungen genug geben, die nach ähnlichen glorreichen Principien redigiert werden.«

‚Neue Freie Presse'

». . . und doch ist keiner unter ihnen, der ein Lump in größerem Styl wäre, seiner Gemeinheit eine gewisse Flugweite zu leihen verstünde, keiner, der auch nur einem Giboyer an die Seite gesetzt werden dürfte. Der heroische Freibeuter, der durch schnöden Schacher mit Publicität, durch teuflisch-geniale Fälschung der öffentlichen Meinung zu Macht und Ansehen gelangt, dieser großzügige Pressbandit, zugleich ein Held und ein Hallunke, wäre auf der Bühne noch zu schildern. Was hier vor unseren Augen aus dem Kehricht hervorkrabbelt, ist armseliges Gewürm.«

* * *

Heiteres aus ernster Zeit.

Aus dem ‚Neuen Wiener Journal' (12. November): »Ich würde der Curiosität halber gern Einiges aus dem Gedichte citieren, allein ich wage es nicht, denn das Poëm trägt den

12

KRITISCHE ANTHOLOGIE *)

*) Aus den Rezensionen der Wiener Presse über das Journalistenstück »Die Gerechtigkeit« von Otto Ernst. Siehe S. [redacted]

November 1902

‚Deutsches Volksblatt': (Herausgeber Ernst Vergani:

»Von dem eigentlichen Treiben im Reich der siebenten Großmacht hat Otto Ernst allerdings nur sehr vage Vorstellungen. So plump und unbeholfen, wie es der Herausgeber und die Redakteure der ‚Gerechtigkeit' anstellen, um ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung so profitabel alsmöglich zu gestalten, wird die Sache nicht gemacht. Es gibt ja gewiß Blättchen, die sich sehr billig verkaufen, aber eine Zeitung von der Bedeutung der ‚Gerechtigkeit', die über 15.000 Abonnenten verfügt, stellt sich zweifellos auf den Standpunkt des Hallunkenstolzes Franz Moors, der zur Entschuldigung seiner Schuftereien nichts anderes zu sagen weiß, als daß er sich niemals mit Kleinigkeiten abgegeben habe.«

‚Österreichische Volkszeitung' (Hermann Bahr über das Drama, in welchem ein Theaterdirektor darüber klagt, er müsse mitunter ein Stück annehmen und aufführen, das aus der Werkstätte eines der Kritiker stammt, die zugleich auch Autoren sind):

»Der Tendenz des Otto Ernst stimme ich mit Freuden zu und ich bewundere seinen Mut. Es ist mir auch ziemlich gleich, ob sein Stück einen künstlerischen Wert hat. Der sittliche ist so groß, daß er alle anderen Bedenken verschwinden läßt. Ein tapferes Wort zur rechten Zeit gilt manchmal mehr als alle Feinheit der Artisten.«

‚Illustr. Wiener Extrablatt' (Julius Bauer, Librettist und Kollege eines Herrn K., Gatten der Frau E. über das Stück, in welchem ein Blatt einen Komponisten angreift, weil dessen neue Oper einem Schwank des Redakteurs den Repertoireraum wegnimmt und weil der Komponist die Frau des Redakteurs im Konzert nicht mitsingen ließ):

»Die ehrliche Presse hat allen Grund, einem Autor zuzustimmen, der die Auswüchse des Standes in der Hoffnung auf Besserung öffentlich geißelt. Aber er darf nicht in Übertreibungen verfallen, wie Herr Otto Ernst . . . Der gute Journalist ist ein langweiliger Patron, während die Preßbanditen der ‚Gerechtigkeit' Humor im Leibe haben.«

‚Fremdenblatt' (Adelslektüre, Auflage 5000):

»Und sogar der Fürst Soundso erscheint ja antichambriert in der Redaktion, und zwar hochpolitisch, wegen der ‚Erbfolgefrage', obgleich das Papierchen, genannt ‚Gerechtigkeit', nach der eigenen Angabe des Eigentümers, nur 15.000 Abonnenten (in Wahrheit vermutlich die Hälfte) hat. Und ein solches Blättchen ist eine solche Gewalt, daß es einen zweiten Richard Wagner vernichten kann? . . . Der Redakteur der ehrenwerten ‚Morgenzeitung' ist als Gegengewicht in die anständige Wagschale der Journalistik gelegt. Ein etwas magerer Repräsentant. Übrigens hat seine Zeitung nur 7000 Abonnenten, weil sie zu anständig sei. Auch dieser Zug entspricht schwerlich den Tatsachen, denn die anständige Presse hat denn doch auf der ganzen Welt einen größeren Leserkreis als die ‚Gerechtigkeit'.«

‚Wiener Morgenzeitung':

»Damit neben so viel Schatten das Licht nicht fehle, hat Herr Otto Ernst der ‚Gerechtigkeit' ein anständiges Blatt gegenübergestellt, die ‚Morgenzeitung', deren Redakteure sanft wie die Tauben und lautere Gentlemen sind — aber auch ein bißchen schwachköpfig.«

‚Neues Wiener Tagblatt':

»Der Verleger Herr Löhmann drückt dem Unternehmen den Stempel seines Geistes auf. Für ihn ist die Zeitung ein Geschäft wie andere auch. Er will ein Blatt schaffen, das alle gern lesen. Nur keine entschiedene Farbe! Herr Löhmann steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei: ‚Sozialdemokraten annoncieren gerade so gut wie Konservative, und der Freisinnigen ihr Geld is auch kein Blei'. Das Inserat ist die Hauptsache; auch das schmutzigste wird aufgenommen, wenn es nur teuer bezahlt wird. Polemisieren darf man nur mit dem Anslande. Mit den Machthabern im Inlande muß man sich zu verhalten wissen . . . Es mag nicht nur in Hamburg, der Geburtsstadt Otto Ernsts, sondern auch anderwärts Zeitungen genug geben, die nach ähnlichen glorreichen Prinzipien redigiert werden.«

‚Neue Freie Presse' (Herausgeber Moriz Benedikt):

». . . und doch ist keiner unter ihnen, der ein Lump in größerem Stil wäre, seiner Gemeinheit eine gewisse Flugweite zu leihen verstünde, keiner, der auch nur einem Giboyer an die Seite gesetzt werden dürfte. Der heroische Freibeuter, der durch schnöden Schacher mit Publizität, durch teuflisch-geniale Fälschung der öffentlichen Meinung zu Macht und Ansehen gelangt, dieser großzügige Preßbandit, zugleich ein Held und ein Hallunke, wäre auf der Bühne noch zu schildern. Was hier vor unseren Augen aus dem Kehrricht hervorkrabbelt, ist armseliges Gewürm.«

Dezember 04

beschwert, daß die Interpellationsbeantwortung die Meinung aufkommen ließ, als wäre die Pensionierung Tautenhayn's im vollen Einvernehmen mit dem Rektorat der Hochschule erfolgt. »Es sei doch bekannt, daß der Rektor nur im ministeriellen Auftrage den bestehenden Wunsch in rücksichtsvoller Form dem verdienten Kollegen pflichtgemäß mitteilte«. Herr v. Hartel schuf wie folgt Klarheit: »Auch will ich gern beifügen, was übrigens bereits aus meiner Interpellationsbeantwortung deutlich hervorgeht, daß sich der Ausdruck ‚im gegenseitigen Einvernehmen' lediglich auf die beiderseits gepflogene Besprechung nach einer rücksichtsvollen Verständigung Professor Tautenhayn's bezog.« Das gegenseitige Einvernehmen bestand also darin, daß Herr Hartel, nachdem er einen Auftrag erteilt hatte und die bekannte rücksichtsvolle Verständigung erfolgt war, noch einmal mit dem Rektor eine »beiderseits gepflogene Besprechung« hatte. Wohlgemerkt, beiderseits. Der Rektor war dabei, als Herr Hartel mit ihm sprach, und kann sich jetzt nicht mehr ausreden. Das gegenseitige Einvernehmen war hergestellt... Für die Verlogenheit der Amtssprache ist der einzelne gewiß nicht verantwortlich zu machen. Aber es ist höchste Zeit, daß mit dieser nie sehenden, aber stets ins Auge fassenden, nie überlegenden, aber stets Erwägungen näher tretenden, rücksichtslosen, aber tunlichst berücksichtigenden Gesellschaft, deren Deutsch so schlecht ist wie ihr Wille, aufgeräumt wird!

* * *

Dezember 1/04

Libretti.

Ich war nicht in der »Juxheirat« des Herrn Julius Bauer. Aber weiß ich denn nicht auch so, daß ~~bis~~ ein ~~Schund~~ ist? Muß ich mich ~~in die Wortspielhölle~~ begeben, um ~~noch einmal~~ ~~zu sagen~~ / ~~was hier~~

hundertmal wiederholt worden ist? Ich glaube, die Clique hat sich gemerkt, was sie in der ersten Nummer der ‚Fackel' über den »Adam und Eva«-Skandal zu hören bekam. Daß es der angenehmste ist, dessen Humor den des Herrn Bauer wie ein junger Grind die alte Krätze beneidet, vergessen haben, daß er die Erfolgfälscherei munter fortbetreiben, ist allerdings bedauerlich. Aber der Zweck heiligt das Brechmittel; und die Leser der ‚Neuen Freien Presse' haben sich daran gewöhnt. Es ist gar nicht auszudenken, was sich dieses dümmste Publikum von seinen Meinungslieferanten alles bieten ließe. Ein aus Saphir'schem Rinnsal destillierter Buchstabenwitz, dessen Äußerungen ein reinlicher Mensch nicht über die Schwelle des Bewußtseins läßt, als Grundelement des Bühnenhumors! Nie, selbst nicht auf dem Niveau Leon'schen Librettoschwachsinns, stand die Operette tiefer als da ihr Herr Bauer seine Tantiemenlust zuwendete.

Über einen schlechthin idiotischen Text kann selbstschaffend der Komiker triumphieren. Er spielt auf eigene Faust. Die Verachtung, die ein Girardi, der in einem Schnäuzen mehr Humor birgt als sämtliche Landesberge der Welt in ihrem Lebenswerk, für seinen Dichter übrig hat, verwandelt sich in Dankbarkeit für den Mann, der ihm eine Gelegenheit schuf und ihn im übrigen mit zudringlichen Kalauern nicht allzusehr belästigt. Unter Herrn Bauer's »literarischen« Aspirationen, unter seinen Witzanfällen, die alle »gebracht« werden müssen, unter dieser maschinellen Geisterzeugung keucht gerade der schöpferische Bühnenhumorist. In den Linien, die der theatralische Handwerker vorzeichnet, lassen sich Gestalten formen. Was aber soll der Künstler mit Situationen anfangen, die die Sucht nach einem Silbenscherz geboren hat? Für Herrn Bauer's Witze müssen Dekorationen angeschafft werden. Nie entstand ihm aus einer Anschauung ein Gedanke; im Anfang war der Kalauer. Der »arme Jonathan«, von allen Flachköpfen und

Speichelleckern als »literarisches« Buch gepriesen, muß in seinem bewegten Dasein auch Tierbändiger gewesen sein, um den kostbaren Einfall herbeizuführen, er habe sich in dieser Stellung nicht halten können, wiewohl er »doch den Bestien seiner Zeit genug getan« hatte. Und seine Geliebte, Molly, muß sich mit Selbstmordideen tragen, um ihm Gelegenheit zu der Bemerkung zu geben, daß die Welt darüber staunen werde, wie sich nur »ein weibliches Wesen mit einem Mannlichergewehr umbringen« konnte. Herr Bauer macht Verse, deren Formgewandtheit den dürftigen Witzgehalt immerhin zur Geltung bringt, Er einer der vielen Hochzeitszeitungen bei Taussigs vorgelesen, mögen sie recht gute Wirkung machen. Kein Schauspieler kann ihnen beikommen, kein Theaterpublikum goutiert sie. Nicht, weil sie zu geistvoll — Meilhac's, Cremieux' und Nuitter's Offenbachtexte und die Hopp'sche Bearbeitung sind geistvoller —, aber weil sie zu wenig bühnenhaft sind. Von den Strauss'schen Texten — ich halte den »Zigeunerbaron«, das Börseanen Schnitzer für den besten — sei hier nicht die Rede; daß Johann Strauss unter seinen Libretti leiden mußte, daß er keine besseren »fand«, ist eine musikhistorische Lüge: der Undramatik dieser Walzerherrlichkeit hätte das beste Buch nicht geholfen. Aber das vertrotteltste ist der Bühnenwirkung kein Hindernis. Wenn es nur dem Schauspieler Spielraum läßt. Wie sagt Viktor Leon im »Opernball«? »So eine Depesche ist oft fatal. O Elektrizität! — Es gibt Zeiten, wo man wünschte, daß man dich nicht erfunden hätt'!« Und wie heißt's in »Toledad«? »Es war der Fall noch niemals auf der Welt — daß Spanierinnen einer gut gefällt — denn selbst mit Geld und Adel vom Papa — man macht nur so (Geste) und sagt: tatatata.«. Diese schönen und sinnreichen Worte sind bühnenmöglicher als Herrn Bauer's Premierenwitze, als Bänkeltexte, die ohne Herrn Wittmann's Handlungsgerüst vollends haltlos sind. Kein Hörer

4.

einer Normaloperette hat je ~~sich zu~~ verst~~ehen bemüht~~, was da oben in leichtflüssigen Melodien eigentlich verkündet wurde. Wer es an der Hand eines Textbuches — so etwas gibt es wirklich — erforscht hat, schaudert zurück und erwartet, daß der Menschheitsgenius sein Haupt verhüllen werde. Die Schauspieler verulken später den Text, singen, was sie wollen, passen kaum auf die Stichworte. Da noch anspruchslose Professionisten für Millöcker die Textgelegenheit schufen, da dieser echte Operettenmusiker noch nicht zur Verbindung mit einem dilettantischen Preßtyrannen gezwungen war, schuf Girardi seine lebensvollsten Gestalten, deren Reihe er erst wieder den Bruder Straubinger angliedern durfte. Unbegreiflich ist es, daß große Komiker der Tantiemen verlustig gehen, die die überflüssigen Buchmacher einstreichen. Was aber soll ein Girardi mit den Zwischenaktswitzen einer Bauer'schen Operette anfangen, ~~die doch zu gequält und zu saftlos sind, um in das Repertoire des Herrn Eisenbach zu passen?~~

~~Herr Dr. Robert Hirschfeld, ein sonst vollsinniger~~ und dem Cliquentreiben ferner Urteiler, bemüht sich vergebens, in der ‚Frankfurter Zeitung' das Gegenteil zu beweisen. Es war ein ebenso unglücklicher Einfall, die »Freiheit« Girardi's in der neuesten Operettengestalt ~~zu rühmen~~, wie den »Ernst« des Kritikers Bauer ~~heraus~~zustreichen, der nach »Antonius und Kleopatra« das Mahnwort: »Kaufen sie Busenschützer!« und nach »Oedipus« die Wendung von dem zum Schluß ausgeschickten »Aasstich« fand, der einer Wortwitzlaune Urteile accommodiert und Schauspielerexistenzen opfert, ~~und so eine viel schlimmere Willkür und Abhängigkeit bewährt als irgend ein kleiner Kollege, auf dessen Gesinnung man für eine bestimmte Taxe bauen, mit dessen Meinung man wenigstens rechnen kann. Herrn Bauer statt für die Raaber für die Wiener Literatur retten wollen ist ein verzweifelter Entschluß. Ich nenne ihn nicht unsern Heine. Unser Raabelais — organische Wortwitze sind statthaft — wäre nicht~~

5.

imstande, eine unwitzige Zeile zu schreiben. Ist das ein Lob? Nicht eine Zeile, die, wenn man sie von dem aufgeklebten Humor befreite, das stilistische Gepräge einer Persönlichkeit zeigt. Dies scheint mir das Stigma seiner literarischen Unbedeutung. So wahr Kopfjucken keine Gehirntätigkeit ist, so wenig habe ich Herrn Julius Bauer je für einen Schriftsteller gehalten. Kratzt ihm die Witze vom Kopf, und ein Durchschnittsreporter bleibt übrig, der in banalen Sätzchen sein Lob und Tadel ausdrückt und dessen Temperamentlosigkeit kaum einen Periodenbau riskiert.

Zuchtwahl des Journalisten.*)

Von **August Strindberg.**

Es war ungewöhnlich lebhaft in dem jetzt verlassenen Ritterhaussaal von Stockholm. Zwei Scheuerfrauen gingen umher und wischten Staub, alten adeligen Staub, der seit 1865 da gelegen hatte, als ihn die beifalltrampelnden Edelleute von ihren Füßen schüttelten, hochgräflichen Staub, der von dem blauen Tuch gerieben wurde, als die Herren des Reiches sich vor Angst auf den Bänken wanden, freiherrlichen Staub vom feinsten Uniformtuch; aber da lag auch unadliger Schreiberstaub von abgenützten, schwarzen Bonjours, nicht zu sprechen von dem, was auf der Gallerie lag, denn bis dahin waren die Frauen noch nicht gekommen.

Der elfenbeinerne Stuhl des Landmarschalls stand leer; auf dem Tisch lag der Hammer und einige Auflagen des Wappenbuches; es sah aus, als wäre Auktion gewesen. Hinter dem Stuhle stand Gustav Adolf (der Zweite) und warf leere Marmorblicke über den leeren Saal hin bis hinauf zum Deckengemälde Ehrenstrahls.

*) Erste und einzig autorisierte deutsche Übersetzung.

LIBRETTI

Dezember 1904

Ich war nicht in der »Juxheirat« des Herrn Julius Bauer. Aber soll ich mich denn auf meine Phantasie nicht verlassen dürfen? Muß ich mich jedesmal in die Wortspielhölle begeben, um zu sagen, was ich schon gesagt habe? Daß es jene angenehmen Reporter, deren Humor den des Herrn Bauer wie ein junger Grind die alte Krätze beneidet, vergessen haben, daß die Erfolgfälscherei munter fortbetrieben wird, ist allerdings betrüblich. Aber der Zweck heiligt das Brechmittel; und die Leser haben sich daran gewöhnt. Es ist gar nicht auszudenken, was sich dieses dümmste Publikum von seinen Meinungslieferanten alles bieten ließe. Der aus Saphirschem Rinnsal destillierte Buchstabenwitz, dessen Äußerungen ein reinlicher Mensch nicht über die Schwelle des Bewußtseins läßt, als Grundelement des Bühnenhumors! Nie, selbst nicht auf dem Niveau Leonschen Librettoschwachsinns, stand die Operette tiefer, als da ihr Herr Bauer seine Tantièmenlust zuwendete.

Über einen schlechthin idiotischen Text kann selbstschaffend der Komiker triumphieren. Er spielt auf eigene Faust. Die Verachtung, die ein Girardi, der in einem Schnäuzen mehr Humor birgt als sämtliche Landesberge der Welt in ihrem Lebenswerk, für seinen Dichter übrig haben muß, verwandelt sich in Dankbarkeit für den Unterhändler, der ihm eine Gelegenheit schuf und ihn im übrigen mit zudring-lichen Kalauern nicht allzusehr belästigt. Aber unter Herrn Bauers »literarischen« Aspirationen, unter seinen Witzanfällen, die alle »gebracht« werden müssen, unter dieser maschinellen Geisterzeugung keucht der schöpferische Bühnenhumorist. In den Konturen, die der theatralische Handwerker vorzeichnet, lassen sich Gestalten formen. Was aber soll der Künstler mit Situationen anfangen, die die Sucht nach einem Silbenscherz geboren hat? Für Herrn Bauers Witze müssen Dekorationen angeschafft werden. Nie entstand ihm aus einer Anschauung ein Gedanke; im Anfang war der Kalauer. ~~Herr Bauer hat »Situationshumor«, wenn auch nicht in dem Sinne, daß die Situation den Humor, wohl aber so, daß der Humor die Situation schafft.~~ Aber dieser Humor vermag nicht einmal die Versroutine auf der Szene möglich zu machen. In einer Hochzeitszeitung bringt sie den dürftigen Witzgehalt zur Geltung, und nach Tisch mögen sich die Herren von der Börse darüber freuen, daß sich der Gedanken Seichtigkeit mit der Verdauung Leichtigkeit reimt. Kein Schauspieler kann solcher Textkunst beikommen, kein Theaterpublikum goutiert sie. Nicht, weil sie zu geistvoll — Meilhacs, Cremieux und Nuitters Offenbachtexte und die Hoppsche Bearbeitung sind noch geistvoller —, aber weil sie nicht bühnenhaft ist. Die Misère der Straußschen Texte ist ein besonderes Kapitel; daß Johann Strauß unter seinen Libretti leiden mußte, daß er keine besseren »fand«, ist eine musikhistorische Lüge: der Undramatik dieser Walzerherrlichkeit hätte das beste Buch nicht geholfen. Aber das vertrotteltste ist der Bühnenwirkung kein Hindernis, wenn es nur dem Schauspieler Spielraum läßt. Wie sagt doch Viktor Leon im »Opernball«? »So eine Depesche ist oft fatal. O Elektrizität! Es gibt Zeiten, wo man wünschte, daß man dich nicht erfunden hätt'!« Und wie heißts in »Toledad«? »Es war der Fall noch niemals auf der Welt — daß Spanierinnen einer gut gefällt — denn selbst mit Geld und Adel vom Papa — man macht nur so (Geste) und sagt: tatatata«. Diese schönen und sinnreichen Worte sind bühnenmöglicher als Herrn Bauers Premièrenwitze, als Bänkeltexte, die heute, ohne Herrn Wittmanns Handlungsgerüst, vollends haltlos sind. Kein Hörer einer Normaloperette hat je verstanden, was da oben in leichtflüssigen Melodien eigentlich verkündet werde. Wer

II

es an der Hand eines ~~Textb~~uches — so etwas gibt es wirklich — erforscht hat, schaudert zurück und erwartet, daß der Menschheitsgenius sein Haupt verhüllen werde. Die Schauspieler verulken später den Text, singen, was sie wollen, passen kaum auf die Stichworte. Und doch, da noch anspruchslose Professionisten für Millöcker die Textgelegenheit schufen, da dieser echte Operettenmusiker noch nicht zur Verbindung mit einem dilettantischen Preßtyrannen gezwungen war, schuf Girardi seine lebensvollsten Gestalten, deren Reihe er erst wieder den Bruder Straubinger angliedern durfte. Unbegreiflich ist es, daß große Komiker der Tantièmen verlustig gehen, die die überflüssigen Buchmacher einstreichen. Was aber sollte ein Girardi mit den Zwischenaktswitzen einer Bauerschen Operette anfangen?

Der Kritiker, der einer Wortwitzlaune Urteile akkommodiert und Schauspielerexistenzen opfert, ~~versucht sich als~~ ein Dramatiker, der einem Kalauer eine Situation anpaßt und die schauspielerische Freiheit opfert. In der Zeitung und für die Bühne wäre er wahrlich nicht imstande, eine unwitzige Zeile zu schreiben. Ist das ein Lob? ~~Nicht eine Zeile, die, wenn man sie von dem aufgeklebten Humor befreite, das stilistische Gepräge einer Persönlichkeit zeigt.~~ Dies scheint mir das Stigma seiner ~~literarischen Unbedeutung~~. So wahr Kopfjucken keine Gehirntätigkeit ist, so wenig habe ich Herrn Julius Bauer je für einen Witzkopf gehalten. Kratzt ihm die Witze vom Kopf! und ihr werdet ~~erst~~ sehen, wie platt der ist!

Prinzessin—I

April 1904

Prinzessin: »Aber, Herr Geheimrat, ich will ja gar nicht fort!« — Pierson: »Königliche Hoheit sind also gern hier?« — Prinzessin: »Ja, sehr gern; ich fühle mich hier ganz wohl!« Es war nach den Enthüllungen des Mattassich-Buches hundert gegen eins zu wetten, daß es zu diesem Zwiegespräch zwischen Louise von Coburg und dem Leiter der Irrenanstalt Coswig kommen werde. Dieses Coswig muß ein wahres Dorado sein; in so verlockenden Farben werden jetzt seine Vorzüge geschildert. Oder in so bestechenden? Mag sich die ganze Welt empören, bei uns wird die coburgisch-österreichisch-sächsisch-belgische Schweinerei durch telegraphische Idyllen übertüncht. Ach, sie wissen wohl, warum sie Herrn Philipp sein coburgisches Hauskreuz tragen helfen. Entweder wird versichert, daß die Prinzessin bereits dermaßen lalle und exzediere, daß an ihrem Wahnsinn nicht zu zweifeln sei, oder daß sie herrlich und friedevoll lebe, eifrige Korrespondenz mit ihren Verwandten unterhalte und jeden Tag Gott danke, daß es auf der Welt zwei so prächtige Kerle gibt, wie den Pierson und den Bachrach. Jedenfalls — »schön vernünftig sein und im Irrenhause bleiben!« lautet die Mahnung, die sie ihr immer wieder zurufen. Wir anderen aber haben nie gezweifelt, daß sie vernünftig ist.

April 1904

Hoch klingt das Lied von der braven Frau Gräfin Festetics. Sie geht durch die Wiener Redaktionslokale und teilt jedem eine Gabe, dem Schelt, jenem Schlägt aus. Besonders im ‚Neuen Wiener Journal' scheint sie fürchterlich gehaust zu haben. Da wurde nach Noten geohrfeigt, und der Redakteure Schar stand in stummer Erwartung. »Beseligend war ihre Nähe und alle Herzen wurden weit; doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.« Denn erstens war es eine Gräfin, die sich eigenhändig bemühte, und zweitens stand ein Uhlanenleutnant daneben, dem ein Damoklesschwert zur Seite hing. Das war eine schwüle Affäre, deren Ausgang der Chefredakteur in seinem Zimmer abwartete, während der arme Verantwortliche die pflichtgemäße Obsorge für seine Wangen vernachlässigen mußte. Die Redaktion des ‚Neuen Wiener Journals' erstattete hierauf eine Strafanzeige wegen »Hausfriedensbruchs«, behauptete aber am andern Tage, die Gräfin sei plötzlich nach Ungarn abgereist und werde, da sie ungarische Staatsbürgerin sei, nicht ausgeliefert werden. »Sie war nicht in dem Tal geboren, man wußte nicht, woher sie kam; und schnell war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen Abschied nahm« ...

Hoch Festetics! Der verantwortliche Redakteur schlug ihr —, nein bloß eine »Berichtigung« vor, um die Infamie, die er tagzuvor zum Druck befördert hatte, aus der Welt zu schaffen. Gefehlt! Selbst eine Beleidigungsklage bringt heute keine Genugtuung, wenn — wahre oder unwahre — Tatsachen aus dem Privat- und Familienleben ausgeschnüffelt wurden. Die Geschwornen verneinen, wo das Gesetz dem Beleidiger aus einer tiefen ethischen Erkenntnis den Wahrheitsbeweis verwehrt — die vernünftigste Bestimmung unseres alten Strafgesetzes —, beharrlich die Schuldfrage und sprechen frei. Wenn es sich um Mitteilung solcher ehrenrühriger Tatsachen handelt, für die ein Wahrheitsbeweis zulässig ist, wird der Weg der Geschwornenklage noch immer zu empfehlen sein. Denn wiewohl der Kläger auch hier den Freispruch des Beleidigers riskiert, schafft ihm doch wenigstens das protokollarisch bestätigte Mißlingen des Wahrheitsbeweises eine Genugtuung, hilft ihm die Feststellung, daß die gegen ihn erhobenen Anwürfe grundlos waren. Angesichts der Kalamität des Geschwornenverfahrens und angesichts des Jammers eines Preßgesetzes, das dem Mißbrauch redaktioneller Verantwortlichkeit Vorschub leistet, sei

für Beleidigte das folgende Aktionsprogramm festgesetzt. Erstens: Schimpfworte und Schmähungen allgemeiner Art — also mit ohnedies geringem Anspruch auf Glaubwürdigkeit — sind zu ignorieren; bei der durch die parlamentarischen Debatten bewirkten Verrohung des öffentlichen Tons kann der einzelne durch die Überhörung unsachlichen Schimpfes keine Einbuße an Ehrenhaftigkeit erleiden. Zweitens: Schmähungen konkreter Art sind durch Geschwornenklage zu verfolgen, wenn es dem Kläger weniger um die Verurteilung des Gegners als um die Klarlegung des Sachverhalts zu tun ist; man inseriere in Zeitungen, die von der Verhandlung bloß den Freispruch berichten und schändlicher Weise den Schein erwecken wollen, als ob er auf Grund eines gelungenen Wahrheitsbeweises erfolgt wäre, die protokollarische Feststellung, daß die Anwürfe grundlos waren. Drittens: Für Eingriffe in das Privat- und Familienleben verschaffe man sich durch Peitsche oder einfache Handreichung Satisfaktion. Hier hat das Geschwornenwesen einen solchen Notstand geschaffen, daß — in diesem einen ~~und einzigen~~ Fall — der Selbsthilfe das Wort gesprochen werden muß, die, wenn sie bloß die sogenannte »Ehre« und nicht auch die leibliche Gesundheit des gezüchtigten Individuums erschüttert hat, der mildesten Bestrafung durch den Berufsrichter sicher sein kann.

Hätte die Gräfin Festetics wirklich einen »Hausfriedensbruch« begangen, hätte sie was immer begangen, es wäre entschuldbarer als die journalistische Ausschnüffelung von Privat- und Familienaffären, gegen die es heute keinen gerichtlichen Schutz gibt. Sie beklagen sich pathetisch über die »Beugung der Tatsachen«, über die »Beeinflußung der Presse«, die durch Brachialgewalt versucht werde. Aber eine Presse, deren Tatsachen Vorgänge in chambres separées sind, ist wohl reif für die Beeinflußung durch Ohrfeigen. »Sollte hier nicht ein Exempel statuiert werden«, ruft sie, »bliebe nichts anderes übrig, als zu den notwendigen Requisiten eines Zeitungsredakteurs auch eine geladene Schießwaffe auf den Schreibtisch zu legen.« Was gibt's denn außer der Schere für notwendige Requisiten? Und wozu noch einen zweiten Revolver?

EINE GLÜCKLICHE FRAU

Prinzessin—I

April 1904

Prinzessin: »Aber, Herr Geheimrat, ich will ja gar nicht fort!« — Pierson: »Königliche Hoheit sind also gern hier?« — Prinzessin: »Ja, sehr gern; ich fühle mich hier ganz wohl!« Es war nach den Enthüllungen des Mattassich-Buches hundert gegen eins zu wetten, daß es zu diesem Zwiegespräch zwischen Louise von Coburg und dem Leiter der Irrenanstalt Coswig kommen werde. Dieses Coswig muß ein wahres Dorado sein; in so verlockenden Farben werden jetzt seine Vorzüge geschildert. Oder in so bestechenden? Mag sich die ganze Welt empören, bei uns wird die coburgisch-österreichisch-sächsisch-belgische Schweinerei durch telegraphische Idyllen übertüncht. Ach, sie wissen wohl, warum sie Herrn Philipp sein coburgisches Hauskreuz tragen helfen. Entweder wird versichert, daß die Prinzessin bereits dermaßen lalle und exzediere, daß an ihrem Wahnsinn nicht zu zweifeln sei, oder daß sie herrlich und friedevoll lebe, eifrige Korrespondenz mit ihren Verwandten unterhalte und jeden Tag Gott danke, daß es auf der Welt zwei so prächtige Kerle gibt, wie den Pierson und den Bachrach. Jedenfalls — »schön vernünftig sein und im Irrenhause bleiben!« lautet die Mahnung, die sie ihr immer wieder zurufen. Wir anderen aber haben nie gezweifelt, daß sie im Opernhaus bleibt und vernünftig ist.

* * *

EINE TAPFERE FRAU

April 1904

Hoch klingt das Lied von der braven Frau Gräfin Festetics. Sie geht durch die Wiener Redaktionslokale und teilt jedem eine Gabe, dem Schläge, jenem Skrupel aus. Besonders im ‚Neuen Wiener Journal' scheint sie fürchterlich gehaust zu haben. Da wurde nach Noten geohrfeigt, und der Redakteure Schar stand in stummer Erwartung. »Beseligend war ihre Nähe und alle Herzen wurden weit; doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.« Denn erstens war es eine Gräfin, die sich eigenhändig bemühte, und zweitens stand ein Uhlanenleutnant daneben, dem ein Damoklesschwert zur Seite hing. Das war eine schwüle Affäre, deren Ausgang der Chefredakteur in seinem Zimmer abwartete, während der arme Verantwortliche die pflichtgemäße Obsorge für seine Wangen vernachlässigen mußte. Die Redaktion des ‚Neuen Wiener Journals' erstattete hierauf eine Strafanzeige wegen »Hausfriedensbruchs«, behauptete aber am andern Tage, die Gräfin sei plötzlich nach Ungarn abgereist und werde, da sie ungarische Staatsbürgerin sei, nicht ausgeliefert werden. Sie war nicht in dem Tal geboren, man wußte nicht, woher sie kam; und schnell war ihre Spur verloren, sobald die Gräfin Abschied nahm ...

Hoch Festetics! Der verantwortliche Redakteur schlug ihr —, nein bloß eine »Berichtigung« vor, um die Infamie, die er tagszuvor zum Druck befördert hatte, aus der Welt zu schaffen. Gefehlt! Selbst eine Beleidigungsklage bringt heute eine Genugtuung, wenn — wahre oder unwahre — Tatsachen aus dem Privat- und Familienleben ausgeschnüffelt wurden. Die Geschwornen verneinen, wo das Gesetz dem Beleidiger aus einer ethischen Erkenntnis den Wahrheitsbeweis verwehrt — die vernünftigste Bestimmung unseres alten Strafgesetzes —, beharrlich die Schuldfrage und sprechen frei. Wenn es sich um Mitteilung solcher ehrenrühriger Tatsachen handelt, für die ein Wahrheitsbeweis zulässig ist, wird der Weg der Geschwornenklage immerhin zu empfehlen sein. Denn wie wohl der Kläger auch hier den Freispruch des Beleidigers riskiert, schafft ihm doch wenigstens das protokollarisch bestätigte Mißlingen des Wahrheitsbeweises eine Genugtuung, hilft ihm die Feststellung, daß die gegen ihn erhobenen Anwürfe grundlos waren. Angesichts der Kalamität des Geschwornenverfahrens und angesichts des Jammers eines Preßgesetzes, das dem Mißbrauch redaktioneller Verantwortlichkeit Vorschub leistet, sei

für Beleidigte das folgende Aktionsprogramm festgesetzt. Erstens: Schimpfworte und Schmähungen allgemeiner Art — also mit ohnedies geringem Anspruch auf Glaubwürdigkeit — sind zu ignorieren; bei der durch die parlamentarischen Debatten bewirkten Verrohung des öffentlichen Tons kann der einzelne durch die Überhörung unsachlichen Schimpfes keine Einbuße an Ehrenhaftigkeit erleiden. Zweitens: Schmähungen konkreter Art sind durch Geschwornenklage zu verfolgen, wenn es dem Kläger weniger um die Verurteilung des Gegners als um die Klarlegung des Sachverhalts zu tun ist; man inseriere in Zeitungen, die von der Verhandlung bloß den Freispruch berichten und schändlicher Weise den Schein erwecken wollen, als ob er auf Grund eines gelungenen Wahrheitsbeweises erfolgt wäre, die protokollarische Feststellung, daß die Anwürfe grundlos waren. Drittens: Für Eingriffe in das Privat- und Familienleben verschaffe man sich durch Peitsche oder einfache Handreichung Satisfaktion. Hier hat das Geschwornenwesen einen solchen Notstand geschaffen, daß — in diesem einen Fall — der Selbsthilfe das Wort gesprochen werden muß, die, wenn sie bloß die sogenannte »Ehre« und nicht auch die leibliche Gesundheit des gezüchtigten Individuums erschüttert hat, wohl der mildesten Bestrafung durch den Berufsrichter sicher sein kann.

Hätte die Gräfin Festetics wirklich einen »Hausfriedensbruch« begangen, hätte sie was immer begangen, es wäre entschuldbarer als die journalistische Ausschnüffelung von Privat- und Familienaffären, gegen die es heute keinen gerichtlichen Schutz gibt. Sie beklagen sich pathetisch über die »Beugung der Tatsachen«, über die »Beeinflussung der Presse«, die durch Brachialgewalt versucht werde. Aber eine Presse, deren Tatsachen Vorgänge in chambres separées sind, ist wohl reif für die Beeinflussung durch Ohrfeigen. »Sollte hier nicht ein Exempel statuiert werden«, ruft sie, »bliebe nichts anderes übrig, als zu den notwendigen Requisiten eines Zeitungsredakteurs auch eine geladene Schießwaffe auf den Schreibtisch zu legen.« Was gibt's denn außer der Schere für notwendige Requisiten? Und wozu noch einen zweiten Revolver?

1h

wandtschaft, die zwischen der Entklerikalisierungsbewegung auf politischem, sozialem und geistigem Gebiet besteht, wird sich in der Not der Tageskämpfe instinktiv zur Geltung bringen. Das könnte der Bildung einer katholischen »Universität« im wahren Sinne des Wortes förderlich werden. Ob sie aber wirklich wünschenswert ist, darüber kann erst die geschichtliche Weiterentwicklung Auskunft geben.

Unterdessen lasse man die Österreicher ihre katholische Hochschule vorbereiten. Gelingt es ihnen, die Mittel zu sammeln, so wird die Hochschule doch an sich selber, an ihrer eigenen Enge, Fesselung und Unfruchtbarkeit zugrunde gehen. Das Schicksal der bisherigen katholischen Universitäten wird sich vermutlich auch an ihr erfüllen. Das allein kann darüber aufregen, daß wie in Freiburg schließlich einige Slaven den Vorteil aus der Gründung ziehen werden. Dieser Schaden aber wird durch die Einsicht in deutschen katholischen Kreisen ausgeglichen werden, daß man in eine Sackgasse eingetreten war. Höchstens »Ferienkurse« könnten es fertig bringen, daß sich alles, was katholisch denkt, solcher Einsicht in Empörung über die Gesinnung der Agitatoren und der Preßjuden verschließt.

Straßburg, Mitte Oktober.

Maria Theresia.

Die Perversität modernen Theatergenusses wird seit langem von Sensationen befriedigt, die neben der reinen Bühnenwirkung ihren Ursprung haben. Die Pflege der Geschäftsdramatik wäre an sich noch

natürlich, da sie das Schauspielerische zur obersten Rücksicht macht, und Herrn Franz v. Schönthans »Maria Theresia« ~~vermag~~ nur das ewig gekränkte Gewissen der Literaturwächter ~~zu~~ beunruhigen. Wenn dem alten Baumeister zuliebe »Renaissance« im Burgtheater ~~aufgeführt~~ wird, so ist's ein geringerer Kunstfrevel, als wenn ~~dereinst~~ ein Stümper den Falstaff spielen ~~sollte~~. ~~Mich hat~~ der Versuch, ein Stück Weltgeschichte vom deutschen Schwankniveau zu betrachten und Maria Theresientaler in Tantièmenwährung umzumünzen, nicht aufgeregt. Es gibt ja gewiß keine lästigere Sorte von Bühnendichtern, als die uns die historischen Gestalten »menschlich näherzubringen« bemüht sind. ~~Herrn Bahr's~~ Napoleon »siegt« nach einer Eifersuchtsszene mit Josephine, ~~Herrn Heinrich Lee's Kant tritt mit der Schlafmütze auf~~, und ~~Schönthan's~~ Maria Theresia »busselt« ihren Lothringer ab. Und die Menschlichkeiten eines Volkstheaterpremièrenpublikums können einem vollends den Respekt vor so hoher Geschichtsauffassung austreiben. Dabei wird die Wahl schwer, ob jene schlimmer sind, ~~welche~~ die später im Gindely verzeichneten Heroentaten aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb der Heroen ableiten, oder ~~die sich tendenzlos und anekdotisch begnügen~~, die Könige in Unterhosen ~~zu~~ zeigen. Wie dem immer sei, der bourgeoise Theaterpöbel hört es gern, wenn ihm auf dramatisch versichert wird, daß es einen Ort gibt, wohin auch der Kaiser zu Fuß geht. Warum sollten solche Bedürfnisse nicht kapitalisiert werden? Traurig ist nur, daß sich dann Kritiker finden, die elf Feuilletonspalten schmieren, den Autor literarisch, seinen Stoff historisch messen. Die Pflege der Geschäftsdramatik, ~~sagte ich, wäre an sich~~ nicht unnatürlich. Aber die Perversität theatralischen Genießens ist längst bei anderen Reizungen angelangt. Und hier muß der Protest, ~~nicht des Literaturrezensenten, aber~~ des Gesellschaftskritikers ansetzen.

~~Diesmal hat~~ Frau Schratt, der schauspielerische Urtypus primitiver Gesundheit, das Raffinement besorgt. Umso peinlicher wirkt die neueste Sensation, Als im letzten Sommer die Nachricht lanciert wurde, zwischen Koerber und Khuen habe sich auch Herr Weisse nach Ischl begeben, um mit Frau Schratt wegen eines Gastspiels in einer »Die Kaiserin« betitelten Komödie des Herrn v. Schönthan zu unterhandeln, mußte man staunend abwarten, zu welchem Gipfel der Geschmacklosigkeit sich der jede Gefühlsregung tötende Theaterhandel versteigen werde. Dies wertvolle Stück Privatleben könne, so hoffte man, eine in gesellschaftlichen Höhen lebende, durch erlauchten Verkehr geadelte Künstlerin der Kulissensensation nicht opfern; allem Spieldrang zum Trotz nicht eine Spekulation auf die widerlichste Anzüglichkeit unterstützen, nicht die schlechteste Gelegenheit ergreifen, um vor einem nach Klatsch, nicht nach Kunst geilen Publikum die leeren Kassen eines Geschäftstheaters füllen zu helfen. Alldeutscher Büberei war es bisher vorbehalten, die Gunst, die eine Hofschauspielerin dem kaiserlichen Familienkreise verband, die Freundschaft, die sie zur Begleiterin Elisabeths von Österreich erkor, in den Bereich garstiger Erörterungen zu ziehen. Das Unglaubliche geschah. Frau Schratt griff nach der Rolle, auf deren Feingehalt an beziehungsreicher Landesmütterlichkeit die Theatermacher ihre Hoffnungen bauten, und ließ bloß den Titel ändern... Die Sensation verlief programmgemäß. Die in und außerhalb der Volkstheaterkasse etablierte Agiotage ~~feierte Orgien~~, die gewiß nicht im Kunstwert Schönthan'schen Schaffens und in der schauspielerischen Anziehungskraft der Frau Schratt begründet sind. Frecher Reklameeifer, der ~~noch~~ ein Übriges tun zu müssen glaubte, ließ verkünden, der Kaiser werde der Première beiwohnen, und alle Sorge der Patrioten war von Ungarn auf das Deutsche Volkstheater, dessen Schick-

sale freilich dieselben Kreise beeinflussen, abgelenkt. Welch eine Première! Was Wien an Schäbigkeit der Gesinnung und Noblesse der Erscheinung, an Glanz und Schwindel aufzuweisen hat, war erschienen, um dem seltenen Spektakel beizuwohnen, und die Zeitungen verliehen dem Abend eine besondere Weihe, indem sie ausnahmsweise auch die Zuschauer aufzählten und Individuen, deren Anwesenheit schon bei gewöhnlichen Premièren unangenehm auffällt, besonders hervorhoben. ~~Die Garderobe der Frau Schratt war natürlich »in einen Blumenhain verwandelt«, und~~ die Polizei stellte, hieß es, zwei Detektivs bei, die auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters allabendlich Dienst haben werden: k. k. Cherubims, die den Schmuck der ~~Künstlerin~~ bewachen, Juwelen, so kostbar, daß die bloße Imitation, mit der sich die Wiener beinahe hätten begnügen müssen, ein Vermögen gekostet hätte . . . Ziemt solcher Unfug dem Wesen der ~~bescheidenen und liebenswürdigen~~ Frau? Schlechte Ratgeber waren es, die sie zur Duldung eines Rummels bewogen haben, der nicht geräuschvoller hätte ausfallen können, wenn die Prinzessin Chimay dem Barnum in die Hände gefallen wäre. ~~Und wie wenn man die Beleidigung einer Persönlichkeit, die mit vornehmeren Mitteln zu wirken gewohnt war, selbst empfände, sucht man sie durch eine Überschätzung ihrer schauspielerischen Gaben zu entschädigen.~~ Nun füllt Frau Schratt ihren ~~künstlerischen~~ Platz aus, weil sie einen, wenngleich weder Geist noch Sinne sonderlich aufregenden, Typus österreichischer Weiblichkeit verkörpert. ~~Aber~~ Sie mit Girardi in einem Atem zu nennen, ist Vermessenheit, und im Wiener Soubrettenfach hat es vor ihr temperamentvollere Vertreterinnen der »Mudelsauberkeit« gegeben.

In den Tagen der Verbürgerlichung, da man das goldene Vlies vom goldenen Kalb zu beziehen beginnt, ließen sich Ereignisse wie die Aufführung der »Maria Theresia« und die Einsperrung des Reichs-

freiherrn v. Lerchenfeld aus desselben Geistes ~~Walten~~ erklären. Nicht immer hätten die Hofkreise das Verschulden eines als Baron Gebornen, ~~zum Baron Verdammten,~~ der öffentlichen Kritik überantwortet, nicht immer den zur Selbsterhaltung gleich tausend glücklicheren Standesgenossen nicht Erzogenen der rächenden Gerechtigkeit ausgeliefert, nicht immer geduldet, daß einem zweijährigen Aufenthalt im Palais eines Erzherzogs achtzehn Monate in einem bürgerlichen Zuchthaus folgen. Im Namen seines kaiserlichen Taufpaten wird das grausame Urteil über einen armen Teufel gesprochen, der, wenn er wirklich ein gefährlicher Betrüger wäre, auf Grund seines Geburtsscheines Hunderttausende hätte ~~stapeln~~ können, anstatt im Verkehr mit Stiefelputzern seine fürstlichen Beziehungen zu kompromittieren. Aber auch die bürgerliche Justiz hat Parvenugewohnheiten angenommen; ~~des~~ adeligen Verbrechers, der in ihre Kreise tritt, will sie ~~sich~~ möglichst lang ~~erfreuen~~ dürfen... Ja, wenn die Hochgestellten so herablassend sind, im Gerichtssaal und im Theater ihre Familiengeschichten ausplaudern zu lassen! Sonst machte sich, wer in Österreich Philipp's II. oder der Infantin Clara Eugenia nicht respektvoll gedachte, der »Beleidigung eines verstorbenen Mitglieds des Kaiserhauses« schuldig. Jetzt darf vor grinsendem Premièrenvolke das Eheleben Maria Theresias enthüllt werden. Sollen wir wirklich die Wiedererweckung dynastischen Sinns dem Bemühen einer Theateragentur zu danken haben? Ist patriotisch endlich wieder Trumpf, weil der Volkstheaterkassier schon bedenklich den Kopf schüttelte?... »Maria Theresia« im Deutschen Volkstheater bedeutet vielleicht einen Wendepunkt. Am Ende bekommen wir eine spaniolische Hofetikette... Aber die Verbindung der Häuser Habsburg und ~~Schapira~~ hat wirklich ihre historische Parallele; ein Satz in den Geschichtsbüchern lautet: »Als Maria Theresia zur Regierung kam, standen die Kassen leer«...

* * *

Loyale Politiker in Österreich wissen ganz genau, was, wenn auch Tisza gescheitert ist, in Ungarn geschehen muß. Nicht mit Österreich wird sich Ungarn über die Armeefragen auseinanderzusetzen haben, nur mit der Krone; und die Krone ist glücklich in einen unheilbaren Konflikt mit den Magyaren getrieben worden. Darüber jubeln die braven liberalen Deutschösterreicher. Auch wir, verkünden sie, sind vor der bosnischen Okkupation mit dem Kaiser in Konflikt geraten. Und wir unterlagen: die deutsche und liberale Mehrheit im Parlament ward zertrümmert, es kam Taaffe, und Österreich wurde slavisch und föderalistisch regiert. Mögen jetzt Liberalismus und Magyarentum in Ungarn die Macht der Krone kennen lernen! So gut versteht man bei uns, aus der Geschichte zu lernen, und vergißt bloß, daß man, um gute Politik in Ungarn zu machen, nicht aus der österreichischen Geschichte zu lernen hat. Man vergißt, daß dem österreichischen Deutschtum die politische Hegemonie durch die Krone leicht entrissen werden konnte, weil es sie von der Krone erhalten hatte; daß im natürlichen Verlauf der Dinge die unpolitischeste Nation in Österreich, die deutsche, ihre Führerrolle an die beiden politisch begabtesten und geschultesten Nationen, Czechen und Polen, verlieren mußte; und daß der deutsche Liberalismus unten nicht Wurzel gefaßt hatte, als man ihn von oben ausriß. Aber das Magyarentum ist durch und durch liberal, und außerhalb des Magyarenstammes gibt es in Ungarn kein Quentchen politischer Begabung.

Die Einsichtslosigkeit der loyalen österreichischen Politiker, die einen Sieg der Krone über die Ungarn erwarten, ist nur durch die Dummheit der österreichischen Oppositionellen zu übertreffen, die sich über eine zu erwartende Niederlage der Krone freuen. Mögen die Magyaren, so rufen diese kühnen Geister, nur ihre Forderungen ertrotzen. Um so besser, wenn sie die selbständige ungarische Armee bekommen, dann brauchen wir nicht mehr mitzuzahlen. Und dabei begreift man nicht einmal, daß die Ungarn — die, die Unabhängigkeitspartei inbe-

THRON UND PARQUET

Oktober 1903

Die Perversität modernen Theatergenusses wird seit langem von Sensationen befriedigt, die neben der reinen Bühnenwirkung ihren Ursprung haben. Welcher Reizungen die Theaterlust bedarf und welche sie nicht verschmäht, zeigt die Affäre der Franz v. Schönthan'schen »Maria Theresia« im deutschen Volkstheater. Der Versuch, ein Stück Weltgeschichte vom deutschen Schwankniveau zu betrachten und Maria Theresientaler in Tantièmenwährung umzumünzen, ist peinlich, aber nicht aufregend. Es gibt ja gewiß keine lästigere Sorte von Bühnendichtern, als jene, die uns die historischen Gestalten »menschlich näherzubringen« bemüht sind. Napoleon siegt erst nach einer Eifersuchtsszene mit Josephine, der leibhaftige Kant tritt in Schlafrock und Pantoffeln auf, und Maria Theresia zeigt uns, wie sie ihren Lothringer »abbusselt«. Die Menschlichkeiten eines Volkstheaterpremièrenpublikums könnten einem vollends den Respekt vor so hoher Geschichtsauffassung austreiben. Dabei wird die Wahl schwer, ob jene schlimmer sind, deren Überlegenheit die in den Geschichtsbüchern verzeichneten Heroentaten aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb der Heroen ableitet, oder die bloß aus anekdotischer Harmlosigkeit die Könige in Unterhosen zeigen. Wie dem immer sei, der bourgeoise Theaterpöbel hört es gern, wenn ihm auf dramatisch versichert wird, daß es einen Ort gibt, wohin auch der Kaiser zu Fuß geht. Warum sollten solche Bedürfnisse nicht kapitalisiert werden? Traurig ist nur,

daß sich dann auch Rezensenten finden, die elf Feuilletonspalten schmieren, den Autor literarisch, seinen Stoff historisch messen. Aber die Perversität theatralischen Genießens findet mit der stofflichen Reizung längst nicht mehr ihr Auskommen. Wenn sich diese nicht auch noch zu einer gesellschaftlichen Pikanterie ausdeuten läßt, dann ist es schade um die Banalität eines historischen Lustspiels. Die Börseaner mag es freuen, die Maria Theresia auf der Bühne zu sehen: eine tiefere Wirkung wird sich nicht einstellen. Wenn aber eine Landesmutter von Frau Schratt gespielt wird, dann stellt sich sofort jener Kontakt ein, der die Verheißung des dramatischen Erfolges ist. Die volle Bühnenwirkung wird von der gesellschaftlichen Pikanterie bezogen.

Um so peinlicher wirkt die neueste Sensation, als es eben der schauspielerische Urtypus primitiver Gesundheit ist, der das Raffinement beigestellt hat. Da im letzten Sommer die Nachricht lanciert wurde, zwischen Koerber und Khuen habe sich auch Herr Weisse nach Ischl begeben, um mit Frau Schratt wegen eines Gastspiels in einer »Die Kaiserin« betitelten Komödie des Herrn v. Schönthan zu unterhandeln, mußte man neugierig sein, zu welchem Gipfel der Geschmacklosigkeit sich der jede Gefühlsregung tötende Theaterhandel versteigen werde. Dies wertvolle Stück Privatleben werde, so hoffte man, eine in gesellschaftlichen Höhen lebende, durch erlauchten Verkehr geadelte Künstlerin der Kulissensensation nicht opfern; allem Spieldrang zum Trotz werde sie nicht eine Spekulation auf die widerlichste Anzüglichkeit unterstützen, nicht die schlechteste Gelegenheit ergreifen, um vor einem klatschgeilen Publikum die leeren Kassen eines Geschäftstheaters füllen zu helfen. Deutschnationaler Büberei war es bisher vorbehalten, die Gunst, die eine Hofschauspielerin mit dem kaiserlichen Familienkreise verband, die Freundschaft, die sie zur

Begleiterin Elisabeths erhob, in den Bereich garstiger Erörterungen zu ziehen. Das Unglaubliche geschah. Frau Schratt griff nach der Rolle, auf deren Feingehalt an beziehungsreicher Landesmütterlichkeit die Theatermacher ihre Hoffnungen bauten, und ließ bloß den Titel ändern.

Die Sensation verlief programmgemäß. Die in und außerhalb der Volkstheaterkasse etablierte Agiotage erlebte Freuden, die gewiß nicht im Kunstwert Schönthan'schen Schaffens oder in der schauspielerischen Anziehungskraft der Frau Schratt begründet sind. Der Geschäftseifer, der ein Übriges tun zu müssen glaubte, ließ verkünden, der Kaiser werde der Première beiwohnen, und alle Sorge der Patrioten war von Ungarn auf das Deutsche Volkstheater, dessen Schicksale freilich dieselben Kreise beeinflussen, abgelenkt. Welch eine Première! Was Wien an Schäbigkeit der Gesinnung und Noblesse der Erscheinung, an Glanz und Schwindel aufzuweisen hat, war erschienen, um dem seltenen Spektakel beizuwohnen, und die Zeitungen verliehen dem Abend eine besondere Weihe, indem sie ausnahmsweise auch die Zuschauer aufzählten und Individuen, deren Anwesenheit schon bei gewöhnlichen Premièren unangenehm auffällt, besonders hervorhoben. Die Polizei stellt, hieß es, zwei Detektivs bei, die auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters allabendlich Dienst haben werden: k. k. Cherubims, die den Schmuck der Frau Schratt bewachen, der so kostbar sei, daß die bloße Imitation, mit der sich die Wiener beinahe hätten begnügen müssen, ein Vermögen gekostet hätte . . . Ziemt solcher Unfug dem Wesen der bescheidenen Frau, deren resche Hausbackenheit ihr etwa den Rang der beliebten Kaisersemmel im Reiche des Wiener Kunstgeschmacks anweist? Frau Schratt füllt ihren Platz auf der Bühne aus, weil sie einen durch Zurückhaltung betonten, weder Geist noch Sinne aufregenden Typus österreichischer Weiblichkeit verkörpert. Sie

mit Girardi in einem Atem zu nennen, ist Vermessenheit, und im Wiener Soubrettenfach hat es vor ihr temperamentvollere Vertreterinnen der »Mudelsauberkeit« gegeben. Schlechte Ratgeber waren es, die sie zu Duldung eines Rummels bewogen haben, der nicht geräuschvoller hätte ausarten können, wenn die Prinzessin Chimay dem Barnum in die Hände gefallen wäre.

Aus dem Geist jener Verbürgerlichung, die nachgerade das goldene Vlies vom goldenen Kalb beziehen möchte, ist auch dieses Sensationsspiel zwischen Thron und Parkett, diese Ausschlachtung dynastischer Familiengeschichten zu erklären. Sonst macht sich, wer in Österreich Philipp's II. oder der Infantin Clara Eugenia nicht respektvoll gedachte, der »Beleidigung eines verstorbenen Mitglieds des Kaiserhauses« schuldig. Hier darf vor grinsendem Premièrenvolk das Eheleben Maria Theresias zubereitet und mit der Garnierung frischerer Delikatessen serviert werden. Sollen wir wirklich die Wiedererweckung dynastischen Sinns dem Bemühen einer Theateragentur zu danken haben? Ist patriotisch endlich wieder Trumpf, weil der Volkstheaterkassier schon bedenklich den Kopf schüttelte? Diese »Maria Theresia« bedeutet vielleicht einen Wendepunkt. Am Ende bekommen wir eine spaniolische Hofetikette. Aber siehe, die Verbindung der Häuser Habsburg und Geiringer hat wirklich ihre historische Parallele. Ein Satz in den Geschichtsbüchern lautet: »Als Maria Theresia zur Regierung kam, standen die Kassen leer« . . .